Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achter Jahrgang

Nr. 26 — Leipzig, den 28. Juni — 1894

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1394 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Herr Jesu Christ, meins Lebens Licht — Renans Entwicklung, Geschichtsschreibung und Weltanschauung 3 (Schluß) — Zur Frage der konfessionellen Volksschule — Verschiedenes: Litteratur aus dem Gustav-Adolf-Verein; Ein beachtenswertes Opus posthumum von Spurgeon; Der Arbeit Rechte und Pflichten; Zeitung werde christlich! Zweifelhafte Lektüre für Jugend und Volk; Um Pflicht und Recht; Georg Hecht; Dahiel, der Konvertit; Französische Volksstimmungen während des Krieges 1870/71; Ein irrtümlich verliehener päpstlicher Segen; Auf vielseitiges Verlangen — Zur Beachtung — Anzeigen

Herr Jesu Christ, meins Lebens Licht

Herr Jesu Christ, meins Lebens Licht,
Mein Hort, mein Trost, mein' Zuversicht!
Auf Erden bin ich nur ein Gast
Und drückt mich sehr der Sünden Last.

In diesen vier kurzen Zeilen, die Anfangsstrophe eines alten Sterbeliedes,*) ist eine Fülle der Empfindung und des Glaubens zusammengepreßt, reicher und tiefer als in manchem langen Lied oder mancher Predigt.**)

Kein Jubel und keine Siegesfreude, sondern eine ernste, gedrückte Stimmung spricht sich in ihnen aus. Es darf und muß auch in unserm Leben oft so aussehen. Gott verlangt nicht von uns, daß wir beständig auf der Höhe sind. „Und drückt mich sehr der Sünden Last“ — so kann und soll auch einer bekennen, der sonst überzeugt ist, daß nichts, auch unsre Sünde nicht, von Gott uns scheiden kann. Denn aller Vergebungsgewißheit zum Trotz drückt uns oft die Sündenlast nieder, die Berge von unerfüllten Aufgaben vor uns, die Fülle versäumter Zeit hinter uns und das Gefühl der ewig unzureichenden Kraft. Dazu die Leiden dieser Zeit: der Tod unsrer Nächsten, die Vergänglichkeit unsrer Jugend, die Flucht der Lebensfreude und das Gefühl, daß wir schließlich doch hier heimatslos sind: „auf Erden bin ich nur ein Gast.“ Das Leben um uns her, alle lockenden Güter und Ehren kennen wir ja lange, wir wissen, daß sie das tiefste Verlangen unsrer Seele nicht stillen. Alle die freundlichen, liebenswürdigen, ja liebevollen Menschen bleiben uns in Wahrheit fremd. Denn in das Tiefste unsers Herzens können und mögen wir sie doch nicht hineinschauen lassen. Sie könnten es auch nicht, und würden sie uns etwa verstehen? Wer noch eine Mutter hat, der besitzt ja noch ein Stück Heimat auf der Erde; wer ein treues Herz sein eigen weiß, der ist ja nicht nur Gast hienieden. Und dennoch: Stunden giebts, in denen wirs nur zu deutlich wissen: Das alles bleibt nicht, kann nicht bleiben. Eine dauernde Heimat hast du hier nicht.

Aber Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat auch über diese Gedrücktheit unsrer Seele. Wir wollens nicht mit jubelnder Begeisterung, sondern mit stillem, bescheidnem Dank nachsprechen: „Mein Hort, mein Trost, mein Zuversicht.“ Wir preisen hier nicht den triumphirenden Sieger über Hölle und Tod, sondern wir schauen dankbar auf zu dem, der uns tröstet durch die Kraft seines leidgeübten Herzens. Ihm danken wir, daß es unter all den tausend Zweifelsfragen, die uns bewegen müssen, unter allem Hin und Her des Begehrens und der Enttäuschungen einen festen Punkt giebt: Leid und Sünde sind nicht das letzte Wort in dieser Welt, es giebt eine Ueberwindung von beidem. Darum ist er, der den bittern großen Weg der Vollendung durch Leiden uns vorangegangen ist, unser Hort und unsre Zuversicht. Und indem wir ihm folgen und von seiner Treue, seinem Gehorsam und seiner unendlichen Tapferkeit dem Leiden und der Arbeit gegenüber etwas in uns überströmen lassen, zerstreuen sich die Wolken, die unsern Lebensweg beschatten. Neue Klarheit und neue Lebenswärme durchdringt uns. Wohlauf! Unser Weg ist nicht einer, den nur wir allein zu gehen hätten, es ist der alte Weg der Auserwählten Gottes. Er führt nicht ins Dunkel, sondern zur lichten Höhe. Laßt uns mit ihm, unserm Herzog und Führer, gehen, mit ihm kämpfen, mit ihm überwinden. Nicht wenn wir den Leidensweg scheuen, sondern nur wenn wir aus seiner Hand Kampf und Arbeit empfangen, können wir wahrhaft sprechen: „Herr Jesu Christ, meins Lebens Licht.“

J W-G

*) Von Martin Behm, 1557—1622.

**) Sie sind es gewesen, die den größten evangelischen Musiker, Johann Sebastian Bach, zu einer seiner herrlichsten, leider nur zu unbekannten Schöpfungen begeistert haben. Noch tief ergriffen von einer Aufführung dieses Werkes schreibe ich diese Worte; sie werden vielleicht hier und da auf eine ähnlich empfindende Seele treffen. Die Komposition findet sich im 12. Bande der Gesangwerke J. S. Bachs, herausgegeben von Breitkopf und Härtel. Es ist die Kantate Nr. 118, im Klavierauszuge käuflich für 1,50 Mk.

Renans Entwicklung, Geschichtsschreibung und Weltanschauung

3*)

Bisher haben wir in Renan den ernsten Forscher kennen gelernt, der das christliche Altertum vor unsern Augen mit bewunderungswürdiger Frische wieder aufleben läßt. Seine schriftstellerische Thätigkeit hat aber noch eine andre Seite, durch die er dem großen gebildeten Publikum viel näher getreten ist. In mannigfacher Gestalt, in längern Aufsätzen oder in kürzern Artikeln, in Reden, in Dramen, fast wie spielend hat er eine immer wieder neu nüancirte, schillernde, dem Geschmack der Zeit angepaßte Weltbetrachtung gepredigt. Doch die leichte, gefällige Form birgt eine immerhin bemerkenswerte Gedankenarbeit. Man kann von einer Philosophie Renans sprechen, nur täusche man sich über die Tragweite dieses Ausdrucks nicht; allerdings hat er Neigung und Talent zur Synthese, aber er hat kein eigentliches System der Welt. Seine Methode ist mehr analytisch und empirisch. Seine Geistesart kennzeichnet sich durch eine Geschmeidigkeit des Denkens, die rastlos von einem Objekt zum andern gleitet, ohne sich ängstlich um ihre innere Uebereinstimmung zu bekümmern. Wie des Lebens Bilder gar mannigfach sind, wie das Ansehn der Dinge immerfort wechselt, so nimmt auch Renan keinen Anstand, seine Meinung, sein Urteil abzuändern und sich zu widersprechen. Darum ist es auch der Versuch ihn zu widerlegen vergebliche Mühe, weil man gewiß darauf rechnen kann, daß er schon wenige Seiten weiter diese Widerlegung, und zwar mit den besten Argumenten, selbst besorgt haben wird.

*) Vgl. Nr. 24.

Sollten wir uns also im Folgenden einige kritische Bemerkungen erlauben, so bilden wir uns nicht ein, Renan damit eines Bessern belehren zu können. Vielmehr erinnern wir uns dabei der ihm vertrauten Ausrufe, mit denen er die ihm im Gespräch gemachten Einwände entgegenzunehmen pflegte: Hé oui, vous avez raison, j'abonde dans votre sens, on peut même aller plus loin et soutenir . . . hierauf brachte er selbst in schönster Anschaulichkeit alle Argumente, die man ihm hätte entgegenhalten wollen. Man sieht, wenn man einem solchen Gegner nicht leicht beikommen kann, so hat man doch wenigstens die Gewißheit, ihn nicht zu verletzen, ja sogar die Aussicht, ihn als Verbündeten im Kampfe gegen ihn selbst zu haben.

Es giebt nach Renan drei Grundwahrheiten, das Wahre, das Gute, das Schöne. Diese philosophische Trilogie hat einige Analogie mit der kirchlichen Trinität, insofern als die drei Dinge sich im Grunde, wie sich in der Folge immer deutlicher herausstellen wird, auf ein einziges beschränken und nur drei verschiedne Benennungen des Einen, nämlich des Wahren, sind. Aber was ist denn das Wahre? Das Wahre sei die Wissenschaft, die Wissenschaft nicht im utilitaristischen, gemeinen, sondern im höchsten Sinne des Wortes, eine rein wissenschaftliche Philosophie, eine rationelle Erklärung des Universums. Hier tritt schon der Grundfehler der Betrachtungsweise zu Tage: ein Eckstein soll das ganze Gebäude tragen. Renan sagt es unumwunden: „die Wissenschaft soll das Rätsel lösen und das Wesen der Dinge ergründen." Die Wissenschaft soll also die Religion ersetzen, und zwar darum, weil die Religion eine veraltete Welterklärung ist, deren Unzulänglichkeit durch die Wissenschaft bewiesen werde. Der definitive Zusammenbruch der Religion beginne mit den großen astronomischen Erfindungen der neuern Zeit. Solange man glauben konnte, daß unser Planet das Zentrum des Universums bilde, so mochte es scheinen, als ob alles im Hinblick auf den Menschen geschaffen wäre und Gott sich besonders um sein Thun und Treiben kümmere. Aber diese alte Kosmologie ist dahin; wir sind wie das Sandkorn im Unendlichen verloren oder, um Renans Lieblingsausdruck zu gebrauchen, wie der Ameisenhaufen im endlosen Wald. Man muß also annehmen, daß das höchste Wesen, wenn es ein solches giebt, sich nicht besonders um uns kümmert. Ja noch mehr! Es gebe einen wissenschaftlichen Beweis für diese Behauptung. Nirgends, weder in der Vergangenheit, noch in der Gegenwart, finde man eine deutliche Spur eines Eingreifens der Gottheit in die Dinge dieser Welt. Noch nie habe man den Beweis erbringen können, daß ein Gebet erhört, ein Wunder vollbracht, irgend etwas in der Ordnung der Natur geändert worden sei. Also sei der alte Gott eine Unmöglichkeit, die Aera der Religionen überhaupt geschlossen. Wir sind in eine höhere Phase des Lebens der Menschheit eingetreten; dieser Fortschritt ist aber zugleich eine Rückkehr zu unserm, d. h. der arischen Rasse, wahren Ursprung. Was mit der Wissenschaft wieder aufblüht, ist der Hellenismus. Die Griechen hätten das ewige Problem unter dem richtigen Gesichtspunkt erfaßt; denn die griechische Philosophie ist ein Versuch rationeller Erklärung des Universums. Die Bibel hingegen, der Prophetismus und das Christentum sind andrer Art: sie stellen das Eindringen des semitischen Genius in den Geist der occidentalischen Nationen dar. Das christliche Altertum und das Mittelalter wären demnach wie ein Interregnum in der Geschichte unsrer Rasse, nachdem wir wieder zu unsrer wahren Tradition zurückgekehrt sind.

Diese Wissenschaft nun, die den alten Gottesglauben zu Grunde richtet, ist nicht notwendig atheistisch. Noch lange Zeit nach seinem Bruch mit dem Katholizismus huldigt Renan dem Idealismus und ist von der sittlichen Weltordnung überzeugt. In den letzten Jahren seines Lebens ist er in der Bejahung weniger kategorisch, aber von bestimmter Verneinung ebenso weit entfernt. Sein im Jahre 1888 geschriebnes Examen de conscience philosophique, in dem er jeden fremden Einfluß von seiner Person fernhalten und nur die Wirklichkeit in sich wie in der Camera obscura des Photographen wiederspiegeln will, erkennt an, daß die zwei Grunddogmen der Religion, Gott und Unsterblichkeit, für den Verstand zwar unbeweisbar, aber doch nicht absolut unmöglich seien. Gott offenbart sich nicht in unsrer Welt, aber er könnte existiren jenseits, im Unendlichen. Vielleicht ist unser Universum ihm heute noch unzugänglich wie das Atom, dessen Zerteilung noch keinem Chemiker gelungen ist. Aber nach vielen Millionen von Jahrhunderten, nach einer unendlichen Zwischenzeit, die doch vom Standpunkt des Absoluten ganz unbedeutend wäre, wird Gott vielleicht in unsrer Welt erscheinen; diese wird dann eine Ueberraschung empfinden, die Renan vergleichen möchte mit derjenigen, die vor Jahren den Granitmassen der Insel Grande in der Bretagne zu teil wurde. Jene Insel nämlich, die er in seiner Jugend noch gesehen hatte, und die heute fast ganz verschwunden ist, lieferte die Granitblöcke für die Trottoirs der Pariser Boulevards. Wenn in diesen Granitatomen denkende Wesen waren, so hielten sie gewiß dafür, daß ihre uns so klein scheinende Welt unendlich, undurchdringlich und autonom sei. Wie groß mußte daher ihr Erstaunen sein, als die Pulvermine in diese Tiefen eingelegt wurde. Die Ueberraschung der kleinen Welten in den Granitfelsen der Insel Grande kann uns vorbehalten sein:

> Ein Gott wird sich vielleicht einst offenbaren. Die Ewigkeit unsers Universums ist keine so ausgemachte Sache mehr, sobald man nur annehmen darf, daß es ein dem Unendlichen untergeordnetes Endliche ist. Das höhere Unendliche kann über es verfügen, es benützen, es seinen Zwecken dienstbar machen. Die Natur und deren Urheber ist vielleicht keine so thörichte Redeweise, als es scheint. Alles ist möglich, selbst Gott. Man könnte sagen, daß die Geschichte des Universums, soweit der Mensch sie zu erkennen vermag, zu solcher Hypothese nicht berechtigt. Gewiß; aber es hat auch lange gewährt, bis die Atome der tiefen Granitlager der Insel Grande des Daseins der Menschheit inne wurden. Gott erscheint nicht in der Welt, die wir messen und beobachten, aber man kann nicht beweisen, daß er es nicht in der Unendlichkeit thue.

Was das andre Dogma betrifft, so hält Renan dafür, daß die individuelle Unsterblichkeit einen geringern Grad von Wahrscheinlichkeit besitze, obschon es auch nicht ausgeschlossen sei, daß auch sie in einer ganz neuen Ordnung der Dinge von dem sehr gütig zu denkenden höchsten Wesen gewährt werde.

Hatte Renan je soviel Zuversicht zu den Wahrheiten der Wissenschaft gefaßt, daß sie den Menschen die Religion ersetzen sollten, so ist das ein aus der geistigen Verfassung des zuvor in dem starren Dogma der Kirche erzognen Mannes begreiflicher frommer Wunsch. Wie durchaus problematisch waren aber auch ihm und bleiben allezeit für jeden suchenden Geist die Ergebnisse des rationalen Denkens über die übersinnliche Welt! Es ist natürlich, daß der Grad der Wahrscheinlichkeit steigen oder sinken mußte, je nach der momentanen Stimmung, je nachdem der Welt Lauf und die gesammelten Erfahrungen des Geistes Flug hemmten oder beschleunigten. Und in der That hat auch der hypothetische Trost, den die Wissenschaft noch offen ließ, für Renan an Kraft verloren, je mehr sich herausstellte, daß die schönen Theorien, die er anfangs vom Standpunkt des vernünftigen Denkens für die Ausgestaltung der Gesellschaft und der Politik entworfen hatte, an den harten Bedürfnissen des praktischen Lebens zu Schanden wurden. In dem frühern Stadium, solange der idealistische Zug noch anhält und die Oberhand hat, sucht er sich und seine Leser für die Leistungen der Wissenschaft zu begeistern: sie werde, wie einst die Religion, die Menschheit zur Vollkommenheit führen, sie sei der Hort der Zivilisation, der Angelpunkt des Fortschritts. Freilich kommen ihm alsobald auch die Einwände, die man erheben kann, die Schwächen der Theorie zum Bewußtsein. Nur ein Beispiel. Er sieht wohl ein, daß der Schein der Geschichte gegen seine Lieblingsidee von dem auf dem Wissen beruhenden Fortschritt spricht. Die Kulturstaaten verschwinden vor der Barbarei, Athens Zivilisation vor den Mazedoniern, das römische Reich vor den Barbaren. Vernunft und Wissenschaft erliegen der Unwissenheit und brutalen Gewalt. Aber, entgegnet Renan, man muß weiter blicken und die Geschichte als ein Ganzes erfassen. Giebt es Unterbrechungen im Prozeß der Zivilisation, so sind sie vorübergehend gleich den Sonnenfinsternissen. Die Kultur, die zuerst zu unterliegen scheint, triumphirt über ihre Besieger, wie ja auch die Barbaren der alten Welt dem Einfluß Roms und Griechenlands ihre Gesittung verdankten. La civilisation a raison au delà, wie es Renan ausdrückt. In diesem Sinne giebt es keine Decadence: es ist die Menschheit in ihrer Gesamtheit, die das ideale Ziel erreicht. Nur auf einem Umweg

also, mit Hilfe einer ganz unsichern Zukunft und auf Kosten der Wirklichkeit kann Renan sein Prinzip aufrecht erhalten.

Dieselbe Anschauung von der Suprematie der Wissenschaft trieb ihn anfangs dazu, sich die Ideen von der politischen Gleichheit und Freiheit, von der allgemeinen Volksbildung anzueignen und in allen großen das öffentliche Leben betreffenden Fragen die idealistischen, demokratischen Lösungen vorzuziehen. Aber auch in dieser Hinsicht überzeugte ihn die Betrachtung der Wirklichkeit und die Entwicklung der innern Politik Frankreichs seit 1848 von der praktischen Undurchführbarkeit seiner Ideale und von den Gefahren, die ihre Verwirklichung in sich bergen würde:

Ich gab meine idealistischen Neigungen nicht auf, aber ich erkannte zu gleicher Zeit, daß das Ideal und die Realität nichts mit einander zu schaffen haben, daß die Welt bis auf weiteres der Gemeinheit und der Mittelmäßigkeit preisgegeben sei. Die Ereignisse, die auf die Revolution von 1848 folgten, zeigten mir, daß die schönsten Träume, wenn man sie zu verwirklichen sucht, verhängnisvoll werden, und daß die Dinge dieser Welt erst von dem Tage an besser gingen, als die Ideologen sich nicht mehr damit beschäftigten.

Eigentlich sollte die Idee die Menschheit beherrschen und leiten; aber die Geschichte bietet uns ein ganz andres Schauspiel: sie ist ein Gewebe von Kriegen und Ungerechtigkeiten. Das sei für die schönen Seelen betrübend, aber unvermeidlich.

Man soll es immerhin versuchen, die Menschheit auf friedlichen Wegen zu führen; ist man aber auch nur zum mindesten kritisch gestimmt, so muß man sich zugleich gestehen, daß es unmöglich ist. . . . Es giebt Menschen, die von ihrem Jahrhundert notwendigerweise verabscheut und verflucht werden. Die Zukunft erklärt sie und gelangt zu der gelassenen Behauptung: Es mußte auch solche Käuze geben . . .

und die Schlußfolgerung des Ganzen lautet:

Absolution für die Lebenden, und Weihwasser auf die Toten. Der moralische Gesichtspunkt ist zu beschränkt, um die Geschichte zu erklären.

Es ist für unsern Gelehrten bald kein Geheimnis mehr, daß der Fortschritt unter ganz andern Bedingungen zustande kommt, als wie es die abstrakte Vernunft sich träumt. Ueber die Versammlungs- und Preßfreiheit z. B. giebt er sich keinen Illusionen mehr hin.

Sie helfen keineswegs, neue Gedanken hervorzubringen. Der Geist ist niemals kühner und freier, als wenn er ein wenig den Druck der auf ihm liegenden Hand verspürt. Die Geschichte zeigt uns, wie alle Ideen auf ungesetzlichem Boden entstehen und insgeheim wachsen.

Selbst der allgemeine Volksunterricht scheint ihm zuzeiten eine bedenkliche Maßregel zu sein. Waren die Barbaren nicht zufriedne Menschen, selig in ihren Träumen! Und wenn Renan an seine eignen Vorfahren zurückdenkt, an ihre Armut, an ihre Unwissenheit, so muß er sich sagen, daß er von ihren aufgehäuften Lebensersparnissen zehrt, daß er an ihrer Stelle denkt. Ihre Unwissenheit war sein Heil. Allerdings eine starke Korrektur zu jener ältern Anschauung von dem Fortschritt durch die Wissenschaft!

Man sieht es, die traurigen Zustände der menschlichen Gesellschaft, die ihr anhaftenden unvermeidlichen Mängel lassen Renan immer deutlicher einsehen, wie illusorisch die großen Gedanken der französischen Revolution waren. Gegen Schluß der fünfziger Jahre, in der Vorrede zu den Essais de morale et de critique, spricht er von dem geheimen Gift, das in dem von dem französischen Geist geschaffnen System verborgen sei. Er wirft der Revolution ihr Ungestüm vor, ihr auf eine ganz materialistische Auffassung des Eigentums gegründetes Gesetzbuch, ihre Geringschätzung der persönlichen Rechte, ihre Voreingenommenheit für das Individuum, das sie aber nur in seiner Isolirung, in den Schranken eines Menschenalters und ohne Rücksicht auf seine sittlichen Beziehungen zu den andern betrachte.

Die Revolution enthielt einen Todeskeim, der sehr bald die Herrschaft der Mittelmäßigkeit und der Schwäche, das Ende jeder großen Initiative, einen scheinbaren Wohlstand, dessen Bedingungen sich aber selbst vernichten werden, herbeiführen sollte.

So vermehren sich die trüben Gedanken, die Enttäuschungen, die skeptischen Bemerkungen. Der frühere, wolkenlose Idealismus beginnt in eine sehr reservirte und resignirte Stimmung umzuschlagen. Es ist doch nicht mehr so ausgemacht, daß es eine sittliche Weltordnung gebe. Auch für das Gegenteil sind Wahrscheinlichkeitsgründe vorhanden. Mit wachsender Vorliebe und Kühnheit betrachtet Renan die andre Seite der Dinge.

Faßt man die ganze Entwicklung des berühmten Mannes seit seinem Austritt aus der Kirche ins Auge, so lassen sich also in Hinsicht seiner geistigen Orientirung und Stimmung zwei Perioden unterscheiden. Ueber die erste Periode kann man sich am besten aus seiner l'Avenir de la Science überschriebnen Schrift unterrichten. Er stand damals noch unter dem Einfluß der großen katholischen Tradition, obschon er ihre religiöse Verpflichtung für seine Person abgeschüttelt hatte. In der von Renan beliebten Bildersprache ausgedrückt: das Gefäß war zerbrochen, das Parfüm aber duftete noch einige Zeit fort. Der positive katholische Glaube verwandelte sich zuerst in einen vagen Idealismus, in eine abstrakte Religiosität, die mit der träumerischen Sinnesart des Bretagners in schönem Einklang stand.

Allein neben dem Bretagner und hinter ihm lebte noch ein andrer Mensch in Renan. Mit dem ernsten Wesen des erstern verband er nach seinem eignen Geständnis die frivole Geistesart des Gaskogners. Von seiten seiner Mutter her floß baskisches Blut in seinen Adern. Sein Großvater mütterlicherseits stammte aus Bordeaux. Mit skeptischem Lächeln schaute dieser leichtfertige Gaskogner in Renan auf das Kopfzerbrechen des gestrengen Halbbruders herab. Zu den oben erwähnten Instanzen kam also noch diese ererbte Naturanlage, um ihn auf der abschüssigen Bahn weiterzutreiben. Nimmt man endlich die Einwirkung des bewegten Lebens im Pariser Strudel hinzu, so hat man Motive genug, um die innere Umwandlung Renans oder, genauer gesagt, seine allmählich stärkere Hinneigung zu einer mehr skeptischen Lösung des Welträtsels zu erklären.

In den Schriften und Aufsätzen seiner letzten Lebensperiode tritt uns denn auch in einer bald bewunderungswürdigen, bald verblüffenden Weise seine eigentümliche Befähigung, die wir schon oben als ein charakteristisches Moment seiner Geschichtsschreibung kurz gestreift haben, entgegen, die Welt und ihre Objekte von mehreren Seiten aus zu betrachten und besonders die Kehrseite und die weniger nahe liegenden Punkte hervorzukehren. Diese für einen Schriftsteller sehr wertvolle Gabe, wenn sie in gewissen Grenzen gehalten wird, kann auch zur Versuchung werden, in der die ruhige Objektivität untergeht. Renans Ausführungen gleichen oft einem Spiel. Sie machen den Eindruck von Bravourstücken. Es ist ein Haschen nach paradoxen Aufstellungen, eine oft ungesunde Virtuosität im Analysiren und Seziren. Auf die Länge entsteht daraus wie eine moralische Krankheit eine stete Unruhe des Geistes. Renan muß immerfort nach der Wahrheit suchen, selbst wenn er sie in den Händen hielte. Der Zweck seines Forschens ist auch eigentlich nicht mehr, ein Bleibendes und Ewiges zu entdecken; es gilt vielmehr die Gründe für alles, was vorhanden ist oder geschieht, einzusehen, und daraus entspringt nur zu leicht die Tendenz, auch alles gutzuheißen. Die Einsicht in das Wie und Woher der Dinge wird schon eine halbe, wenn nicht eine ganze Rechtfertigung ihres Daß. In der erstern Periode Renans bildete die Geschichte eine Perspektive mit einem lichtvollen Ausblick auf die Zukunft und den in ihr sich realisirenden Fortschritt; jetzt stellt sie einen Plan oder eine Fläche dar, auf der sich alles, Personen und Sachen, durch einander bewegt, jedes in einer eigentümlichen Beleuchtung, ein interessantes Schauspiel für den Beobachter. In dieser bunten Fülle von Erscheinungen ist es schwer, wo nicht unmöglich, das Auge auf einem bestimmten Gegenstande ruhen zu lassen, das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden. Man hüte sich sogar, eine Regel aufzustellen, denn gleich darauf, neben diesen der Regel entsprechenden Dingen finden sich Ausnahmen, die nicht weniger wirklich sind als jene. Ja, derselbe Gegenstand zeigt, je nach dem Standpunkt des Beschauers, die verschiedensten Nüancen: er ist heute hellgrau, fast weiß, morgen dunkelgrau, schwarzgrau, fast schwarz. Wo ist nun das Wahre? Das Wahre ist die Nüance. Man suche die exakte Nüance dessen, was da ist. Es kann vorkommen, daß zwei Personen sich widersprechen, und daß doch beide Recht haben. Es kommt in allem auf die Nüance an. Man muß sich oftmals selbst widersprechen, um einmal die Wahrheit zu treffen. Die Wahrheit ist eine abgefeimte Kokette, die sich niemals ganz preisgiebt.

Wir wüßten keinen Schriftsteller, der Renan in dieser

Kunst, die feinsten Nüancirungen, die tausendfach verschiednen Fassetten der Wirklichkeit wahrzunehmen und zu reproduziren, überträfe. Sein Gedanke wie seine Rede gleicht einem glatten Spiegel, auf dem das Licht von draußen in endlosen, prachtvoll gefärbten Strahlen gebrochen wird. Dieses Bedürfnis, die Nüancen, d. h. alles, was existirt, zu kennen, hatte er bei sich selbst in einer unerhörten, fast unheimlichen Weise entwickelt. Seine wissenschaftliche Neugierde kannte keine Grenzen und erstreckte sich weit über das römische und griechische Altertum. Welchen Wissensdurst verraten Aussprüche wie dieser:

Lernet jegliche Sprache, vergleichet jegliche Litteratur; jedes Wort der Vergangenheit gebe uns wieder, was es birgt, jede Erdscholle die Ueberreste, die sie enthält; durchsuchet das alte Phönizien, erforschet die geologische Beschaffenheit der Hochebnen Asiens, die der Mensch zuerst bewohnte. Grabet nach in Susa, grabet nach in Jemen, grabet nach in Babylon. Was ist Saba? Was ist Ophir?

Wie schädliche Folgen diese intellektuelle Beanlagung Renans für seine moralischen Prinzipien gehabt hat, wird gleich nachher zur Sprache kommen. Und doch ist sie in andrer Hinsicht für die geistige Entwicklung der gebildeten Kreise seines Vaterlandes von nicht zu unterschätzender Bedeutung geworden. Wenn man bedenkt, wie der französische Geist, von jeher in den Schraubstock seiner klassischen Tradition eingezwängt, geneigt ist, alles zu vereinfachen, geradlinig zu denken, wenn man sich so ausdrücken darf, und alles zu vernachlässigen, was von der geraden Linie abliegt, so kann man den Versuch Renans, den Rahmen des Denkens zu erweitern und die verborgnen Seiten der Dinge auszugraben, nur billigen. Es war eine glückliche Reaktion gegen die dogmatische, allzu präzise Geistesart so vieler seiner Landsleute, die sich in oberflächlichen und voreiligen Urteilen gefallen und sich einbilden, daß die menschliche Gedankenwelt die Schranken ihrer persönlichen Erfahrung nicht übersteigen kann, wie ja auch für sie die Außenwelt am Stadtthore von Paris zu Ende geht. Uebrigens hat Renans Beispiel auch schon reiche Früchte getragen. Das heutige jüngere Frankreich ist in seinem geistigen Schaffen und in seinen Studien in sehr merkbarer Weise anders interessirt und orientirt als die frühern Generationen. Ja es wird schon Klage geführt, daß die Geistesart der jüngern Schriftsteller viel mehr europäisch und selbst asiatisch sei als französisch. Insofern hat also Renan seiner Umgebung einen unbestreitbaren Dienst erwiesen.

Hingegen ist es in hohem Grade bedauerlich, daß er aus seinem reichen Wissensschatz keine für das praktische Leben verbindliche Grundsätze gezogen hat, daß er eine gewisse Scheu vor jeder bestimmten Aufstellung empfindet und es für richtiger ansieht, zu wissen, was der menschliche Geist gedacht hat, als selbst eine Ansicht zu haben. Aus mehreren der oben zitirten Aussprüche ging schon zur Genüge hervor, daß diese Verirrung des reinen Denkens für die moralische Weltbetrachtung Renans die schlimmsten Konsequenzen gehabt hat. Wer das Gute und die Pflichten nur vom Standpunkt des Wissens aus schätzt, und zwar eines Wissens, das nur das in die Sinne Fallende erfaßt, der wird vor allem auf die Mannigfaltigkeit der Formen achten, die das Sittliche in der Geschichte der Menschheit angenommen hat. Für den sind die sittlichen Wahrheiten, wie Renans malerischer Ausdruck lautet, Leuchttürme mit wechselnden Farben. Wie könnten sie dann als absolut verbindliche Maßstäbe unsers Handelns gelten? Von da ist es aber nicht mehr weit zur Behauptung, daß die sittlichen Prinzipien und Regeln nur Vorurteile seien, die der Gesellschaft zu gute kommen, oder unerhört listige Anschläge, trügerische Versprechungen, die das Universum anwende, um den Weltlauf zu sichern. Die Natur habe die raffinirtesten Mittel, um die Menschen hinters Licht zu führen. Um keinen Preis möchte Renan der Dumme sein. Darum ergreift ihn ein geheimes Mißtrauen, sobald er etwas bejahen soll. Er sucht sich so einzurichten, daß er in allen Fällen Recht behält; er beantwortet das Welträtsel mit Ja und Nein zugleich.

Man kann zwar nicht sagen, daß Renan dem sittlichen Indifferentismus verfallen sei, aber er liebäugelt damit, mehr als gut ist. Die Unbezwinglichkeit seines moralischen Skeptizismus ist nur die Sühne für seinen übertriebnen Intellektualismus, für den Grundfehler seines ganzen Systems, daß er die Autonomie des Guten verkannt und es dem Wahren, dem wirklich Seienden untergeordnet hat. Es geschieht bisweilen, daß ein Glied des menschlichen Leibes, daß eine Fähigkeit des Geistes sich auf ungehörige Weise zu Ungunsten der andern entwickelt. Sollte man nicht meinen, daß bei Renan das Nachdenken auf Kosten des Willens und des sittlichen Bewußtseins gewachsen ist? Seine Beurteilung der Pflicht und des Pflichtgefühls läuft dem kategorischen Imperativ schnurstracks zuwider. Er rechnet es z. B. Galilei hoch an, daß er etwas schwach gewesen sei:

Sein Tod hätte ja den Erweis seiner Ueberzeugungen nicht erbracht. Man stirbt den Märtyrertod nur für die Dinge, deren man nicht recht gewiß ist. Wenn die Lehren, für die der arme Giordano Bruno sich auf dem Campo di Fiori hat verbrennen lassen, so wahr gewesen wären als die des Galilei, hätte er vielleicht nicht für ratsam erachtet, sie mit dem Preis seines Lebens zu behaupten. Was hätte dieser oder jener Lehrsatz des Archimedes gewonnen, wenn Archimedes sich dafür hätte töten lassen?

Schon bei der Besprechung der Geschichtsdarstellung unsers Gelehrten stellte es sich heraus, daß er für die Gewissenskämpfe, für die Seelengröße, für alle die erhabnen Realitäten, die nicht der theoretischen Welt angehören, wenig Verständnis oder Geschmack besitzt. Wie den materiellen Größen, so glaubt er ihnen mit dem Verstande beizukommen und kann sie doch nimmer fassen. So spitz auch sein Instrument ist, es dringt nicht ein, es gleitet auf der Oberfläche hin wie die Stecknadel auf der Eiskugel. Für dieses Unvermögen des großen Denkers, die sittliche Welt in ihrer Eigenart und Größe zu erfassen, muß zum Teil seine klerikale Erziehung verantwortlich gemacht werden. Nach katholischer Lehre ist die Religion hauptsächlich ein System von Glaubenssätzen, und es kommt weniger darauf an, die moralische Persönlichkeit und den Willen auszubilden. Aber man kann noch einen Schritt weiter gehen. Wie viele Stellen enthalten ganz spezielle unverkennbare Spuren katholischer Kasuistik! Ich meine Renans erstaunliche Kunst, für Alles subtile Scheingründe, zweideutige auf Sophismen erbaute Rechtfertigungen ausfindig zu machen. Oder ist es nicht, als ob ein Doktor des Probabilismus rede, wenn wir aufgefordert werden, nicht so streng zu Gericht zu sitzen über die, die ein bischen Betrug oder was man so gemeinhin Bestechung nennt, angewandt haben, wenn sie nur ernstlich der Menschen Wohl verfolgten? Will man noch ein Beispiel, so betrachte man jenen gekünstelten Ausspruch über Kaiphas und dessen Anteil an dem Prozeß Jesu. Das hohepriesterliche Urteil, daß es besser sei, daß Einer für das ganze Volk sterbe, zeuge zwar von miserabler Politik, und doch, so traurig es zu sagen sei, konnte Kaiphas ein ehrlicher Mensch sein. Oefters habe die Geschichte dem Verfolgten und den Verfolgern zugleich Recht gegeben, und „gewiß werden es die Verfolgten in der Ewigkeit ihren Verfolgern dank wissen, daß sie ihnen durch das Leiden das Siegel der Vollkommenheit verschafft haben."

Es dürfte zur Vervollständigung des Gesagten dienen, wenn wir noch auf eine damit zusammenhängende Charaktereigentümlichkeit Renans aufmerksam machen: nämlich auf einen gewissen Mangel an Willensenergie und Selbstbestimmung, eine oft konstatirte Folge des katholischen Autoritätsglaubens. Er redet gelegentlich selbst von einer Art Weichlichkeit seines Charakters, von einer übertriebnen Priesterhöflichkeit, vermöge deren er im Gespräch jedem das sage, wovon er voraussetze, daß es ihm Freude mache.

Renans Persönlichkeit und insbesondre seiner Stellung zur Moral kann erst dann eine gebührende abschließende Würdigung zu Teil werden, wenn wir noch ein andres Moment heranziehen. Sein so reich ausgestatteter Geist hatte eine ausgesprochen ästhetische Richtung: er ist überall auf das Schöne, auf das Formvollendete bedacht. Auf die Doppelnatur, den gaskognischen Leichtsinn und den bretagnischen Ernst seines innern Menschen, hat er selbst angespielt. Die Synthese hat er nicht angegeben. Sollte sie nicht auf dem ästhetischen Gebiet liegen? Insofern nämlich die Anschauung des Schönen einerseits ein sinnendes, mehr ernsthaftes Gemüt voraussetzt, das Wohlgefallen am Schönen andrerseits dem strengen Rigorismus der Sittenregel fremd, mitunter selbst abhold ist, so wäre ja hier der Einheitspunkt, gleichsam der geometrische Ort, wo die zwei entgegengesetzten geistigen Pole, das heitre und

das ernste Wesen Renans, sich berührten. Die Wichtigkeit, die dem Begriff des Schönen zukommt, zeigt sich denn auch darin, daß er innerhalb der Moral ein hervorragender, sogar der bestimmende Faktor wird. Von den drei oben erwähnten Grundwahrheiten, auf die Renan sein System aufbaut, sind eben, wie sich jetzt herausstellt, nur zwei, das Wahre und das Schöne, von prinzipieller Wichtigkeit. Das Gute ist nur eine modifizirte Bezeichnung für das Schöne, die Kategorie des Sittlichen verschmilzt sich mit der des Aesthetischen. Es kann selbst die Gleichstellung von Wahr und Schön sich zu Gunsten des Letztern verschieben. Das konnte bei Renan nicht ausbleiben von dem Tage an, da seine Zuversicht zur Leistungsfähigkeit der menschlichen Vernunft und des menschlichen Wissens ins Wanken geriet. Vom Standpunkt des Wahren aus heißt zwar die höchste Lebensregel, sein Leben so führen, daß es den Ergebnissen der Wissenschaft entspricht. Wenn aber die Wissenschaft die letzten Gründe nicht bloßlegen kann, wenn die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, daß das Universum einen uns ganz fremden Zweck verfolgt, und daß unser Leben nicht ernst zu nehmen sei, dann lautet die Lebensregel im besten Falle noch, wie Renan es ausdrückt, unsre Rolle schön zu spielen. Wir erhalten eine rein ästhetische Moral. In diese Tonleiter hat er bisweilen die ganze moralische Ideenwelt übertragen. Die schönen Seelen fühlen die glückliche Notwendigkeit, tugendhaft zu sein. Die Tugend besteht darin, daß man gern, aus freiem Antrieb, zur Verwirklichung des höchsten Gutes beitrage, das Böse darin, daß man widerwillig, ohne Gefälligkeit, diene, daß man dem schlechten Soldaten gleiche, der murrend in die Schlacht zieht. Aber auch der Schlechteste sei noch ein Kollaborator der Vorsehung: unbewußt fördere er ihren Zweck mehr, als er ihn durch seinen Widerstand hindere. Der Mensch ist ein untergeordnetes Wesen, und wie er es auch treibe, er betet an, er dient.

In solcher ästhetisch-pantheistischen Betrachtungsweise ist für das sittlich Böse, für die Sünde natürlich kein Raum mehr. Wie Renan die tragischen Gewissenskämpfe der religiösen Heldenseelen der Vergangenheit nicht verstand, so kannte er auch für seine eigne Person kein Sündengefühl. Als Gebildeter neige er ganz von selbst zu dem, was ihm das Schönste dünke. Diese Voraussetzung, daß die menschliche Natur an und für sich gut sei und zum Guten neige, liegt seinem ganzen System zu Grunde. Den Vorwurf der Selbstüberhebung weist er damit ab, daß eine Bescheidenheit, die von dem Menschen und seinem Stande gering denke, den Namen einer Tugend gar nicht verdiene. So habe man leider bisweilen innerhalb der Christenheit gedacht. Es fehlte also Renan nicht nur, wie wir oben konstatirten, ein Haupterfordernis zur Darstellung der Geschichte des Christentums, es fehlte ihm mit dem Sündengefühl der Schlüssel zur Religion überhaupt. So liebevoll er sich auch in die religiöse Vergangenheit der Menschheit versenkte, so viel ihm auch die religiösen Studien verdanken, ein völlig kompetenter Beurteiler ist er nicht, so wenig als jemand, der des Kunstsinnes entbehrt, gebührendermaßen eine musikalische Komposition schätzen kann, selbst wenn er die Harmonielehre und den Kontrapunkt gründlich studirt hätte.

Renans kunstsinniger Individualität scheint das Religionsideal des vorchristlichen Altertums mindestens so nahe gestanden zu haben als das christliche, wie er denn auch eine schwärmerische Bewunderung, einen wahren Kultus für die Antike hegte. Bekannt ist das begeisterte Gebet, das er einst auf der Akropolis, von dem Zauber der griechischen Kunst hingerissen, an die blauäugige Athene gerichtet hat. Und in seiner Antwort an Cherbuliez, bei dessen Eintritt in die Académie française, sagte er mit Bezug auf die orientalische Reise des Neueintretenden und auf den Genuß, den dieser damals in dem Anblick der fünf oder sechs alten Denkmäler Athens gefunden hatte: „Sie schauten den Höchsten von Angesicht zu Angesicht.“ Zu dieser so fein gestimmten, auf so raffinirtem Empfinden beruhenden Religiosität kann sich der gemeine Mann natürlich nicht aufschwingen. Kein Wunder, daß Renan immer mehr von den demokratischen Utopien des Jahres 1848 abkommt. Eine später erfolgte Kunstreise nach Italien thut den Rest. Die Masse des

Volks ist nur noch wie das fette Erdreich, das wenigen herrlichen Blumen, der Geistesaristokratie, die Möglichkeit der Entstehung und der freien Entfaltung darbietet.

Die Philosophie, wie wir sie betreiben, setzt eine lange Kultur und geistige Gewohnheiten voraus, deren sehr wenige fähig sind. Ich fürchte schon zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß es in der Gegenwart zwei- oder dreitausend Personen auf der Welt giebt, die in dieser Weise anzubeten vermögen.

Wer hätte gedacht, daß es so wahr wäre, was das Christentum lehrt, daß nur wenige auserwählt seien?

Wenn für unsern Denker etwas im Christentum noch bleibenden Wert besitzt, so sind es natürlich nicht die auf die Sünde bezognen Lehren, nicht Erlösung, Versöhnung Bekehrung, sondern Liebe, Gnade, Barmherzigkeit und die ideale Stimmung, die es predigt. Was wird aber aus solchen Tönen ohne die strengen sittlichen Begleitmotive? Ein weichliches, sentimentales Evangelium, voll Melodie und Poesie, zum Gebrauch der eleganten Welt und der — schönen Sünderinnen. Der unparteiische Berichterstatter darf hier nicht mit Stillschweigen hinweggehen über die bedenkliche Art, wie der Reiz des Schönen über Renans Gemüt sich hie und da geltend gemacht hat. Unwillkürlich neigt er dahin, die Sünde wohlgefällig zu beurteilen, wenn sie mit der schönen Form, mit dem sinnlich Schönen, mit der Geschlechtsliebe zusammenhängt und sich dahinein verhüllt. Das Beispiel Jesu wird gern angezogen, wie er die Sünderin dem Reiche Gottes näher rückte als den korrekten Pharisäer. Es wird als die schönste Lehre des Christentums gepriesen, daß die Tugend weniger in den Werken als in den Herzensgefühlen bestehe. Der Ewige habe besondre Zärtlichkeiten für die Uebertretungen, die aus glühendem Herzen oder aus Liebesrausch hervorgehen. Eine unbegreifliche Verirrung des ästhetischen Sinnes, die allerdings schon mehr einer Apologie des Sensualismus gleichkommt! Ist es nur moralose Religion oder Religion der Immoralität mit entferntem Anklang an gewisse orgiastische Kultformen des heidnischen Altertums? Wir wollen gern annehmen, daß man in diesen Aussprüchen nur schillernde Seifenblasen, nur Sucht des Außerordentlichen zu sehen habe, meinen aber doch, daß Renan durch solches Blendwerk seiner Größe nichts hinzufügte. So viel man ihm auch wegen seiner liebenswürdigen Offenheit und seines anspruchslosen Wesens zu gute halten will, man wird nicht vergessen dürfen, daß er diese Tonart nicht nur einmal im Vorübergehen angeschlagen, daß er selbst ein Drama wie l'Abbesse de Jouarre geschrieben hat. Leider hat der große Mann dadurch auch vielen Nachfolgern die Bahn gebrochen, die, seines Genies bar, nur sein Wortgeklingel nachmachen und mit ihrer Religiosität Fin de siècle-Bücher und Zeitungen ausfüllen.

Man würde sich aber ein falsches Bild machen von dem Manne, wenn man von hier aus etwa auf sein Privatleben zurückschließen wollte. Es war ein mustergiltiges, und dieser Ruhm ist ihm weder von Freund noch Feind bestritten worden. Mag er sich manchmal mit dem Gedanken getragen haben, daß vielleicht die Freigeister im Rechte sind, und daß man der Hypothese, nach der die Welt nichts besonders Ernstes sei, Raum schaffen soll; das war alles doch bloße Theorie. Für seine Person blieb er Idealist. Nur nahm er sich, wie schon angedeutet wurde, vor seinem Idealismus in Acht, sobald es sich darum handelte, ein bestimmtes sittliches Urteil zu fällen, aus nicht zu vertilgender Furcht der Selbsttäuschung:

So kommt es, daß ich trotz starker Hinneigung zum Guten doch eine vielleicht bedauernswerte Nachsicht übe gegen die, die das Leben von einer andern Seite aus betrachten, und daß ich bei all meiner persönlichen Gewissenhaftigkeit mich fortwährend frage, ob der Leichtsinn nicht im Rechte ist.

Gerade der Umstand, daß er immer wieder auf die großen quälenden Fragen des Menschenherzens zurückkam, mag es auch oft in einer mit der Sache kaum verträglichen scherzhaften Form sein, beweist am besten, daß er selbst davon nicht loskonnte und daß er für sein Teil noch nicht abgeschlossen hatte. Er hat von dem peinlichen Gefühl geredet, das ihn überkomme bei dem Gedanken, daß er nach langen Jahren angestrengten Studiums im Grunde nicht weiter vorangeschritten sei als der erste beste Gassenjunge oder Bauersmann. In seiner halb ernsten halb

launigen Weise suchte er sich den ihn gewiß selbst nicht befriedigenden Trost vorzuhalten, daß er doch das Denken gelernt wie wenige, und daß er bessere Gründe habe zum Zweifeln als die Spötter — und schließt hieran die charakteristische Bemerkung: „In Wahrheit haben nur wenige das Recht, nicht an das Christentum zu glauben." Hier redete er aus tiefster Ueberzeugung. Das Christentum hatte es auch ihm angethan. Man vertieft sich nicht ungestraft mit solcher Lust und so feinem Sinn, wie er es that, in die Geschichte der ersten Kirche. Die Visionen, die er hier geschaut hatte, verbunden mit gewissen unauslöschlichen Jugendeindrücken, verfolgten ihn unablässig. Oft stieg in seinem Innern eine Stimme auf wie aus einer andern Welt. Die Sage gehe in der Bretagne von einer Stadt Is, die einst im Ozean versunken sei. An ruhigen Tagen wollen die Fischer der Küste den Ton ihrer Glocken aus der Tiefe aufsteigen hören. Es komme ihm oft vor, meint Renan, als hätte er in des Herzens Tiefe eine Stadt Is, die noch hartnäckig die Glocken läutet und Kirchgänger, die nicht mehr hören wollen, zum Gottesdienst ruft. Man sieht es: der alte Glaube war geschwunden. Geblieben war ein Stachel, geblieben die Sehnsucht, die Liebe zu dem, was er nicht mehr festzuhalten vermochte.

Baldensperger

Zur Frage der konfessionellen Volksschule

Der laufende Jahrgang der Christlichen Welt hat in der zweiten und dritten Nummer eine Betrachtung über die konfessionelle Volksschule gebracht, die in der Stellungnahme zu einem von mir auf dem Evangelischen Schulkongresse gehaltnen Vortrage wenigstens den Ausgangspunkt gewonnen hat. In dem Evangelischen Monatsblatt für deutsche Erziehung in Schule, Haus und Kirche Nr. 4 habe ich auf die in Frage stehenden Ausführungen bereits insoweit erwidert, als ich ihr positives Ergebnis, das sich in die Forderung zusammenfaßt, von einer prinzipiellen Entscheidung hinsichtlich des Wertes der einen oder der andern Schulart abzusehen und die Organisation der Volksschule nach der einen oder der andern Richtung den örtlichen Faktoren anheimzugeben, als unhaltbar und undurchführbar zu erweisen gesucht habe. Damit habe ich mich insbesondre mit der zweiten Hälfte der betreffenden Studie auseinandergesetzt; an dieser Stelle sei es mir nunmehr gestattet, den grundlegenden Abschnitt einer durch zufällige Umstände verzögerten, durch die Wichtigkeit der Sache aber geforderten Besprechung zu unterziehen.

Auch in diesem Zusammenhange möchte ich es nachdrücklich bedauern, daß der Herr Verfasser sich so ernstlich bemüht hat, für den in meinem Vortrag vertretenen Standpunkt einen mir wenigstens gänzlich fernliegenden politischen Hintergrund zu konstatiren, statt sich einfach an die offenkundige Thatsache zu halten, daß die Beseitigung der konfessionellen Volksschule und ihre Ersetzung, sei es durch die paritätische, sei es — und eben dahin tendiren die zu Tage liegenden Bestrebungen — durch die konfessionslose Volksschule, in geradezu leidenschaftlicher Weise und, wenn der Verlauf der großen Lehrerversammlungen zu einem Schlusse berechtigt, auch in weiten Kreisen der Lehrerwelt gefordert wird. Dem gegenüber haben die Teilnehmer des Kongresses es als eine unabweisbare Pflicht empfunden, für das gute Recht evangelischer Jugenderziehung einzutreten, und ich sollte meinen, daß billig denkende evangelische Christen diese Empfindung auch bei abweichendem Urteil insoweit verstehen müßten, daß sie sich nicht getrieben fühlten, nach verborgnen und gefährlichen Beweggründen auszuschauen, statt sich die so nahe liegende Erklärung anzueignen, die in dem von mir bezeichneten Thatbestande selbst gegeben ist.

Eben in Rücksicht auf jene von dem Herrn Verfasser gänzlich ignorirten Vorstöße und Angriffe bin ich nun weiter auch nicht in der Lage, mich der optimistischen Zuversicht anzuschließen, daß es sich in diesem Kampfe nur um den Gegensatz von konfessioneller und paritätischer und nicht vielmehr um den von konfessioneller und konfessionsloser Volksschule handle. Für den Herrn Verfasser mag sich die Alternative in jener weniger zugespitzten Formulirung darstellen: die geistigen

Führer der gegen die konfessionelle Volksschule gerichteten Bewegung machen zu einem großen Teile ihrerseits kein Hehl daraus, daß sie die paritätische Volksschule nur als Durchgangsstufe für die konfessionslose betrachten, ein Standpunkt, dem ich die Anerkennung größerer Folgerichtigkeit nicht versagen möchte. Wenn es sich aber so verhält, so kann eine Betrachtung, die sich gegen diese weitere Perspektive abschließt, von vornherein der Tiefe der hier spielenden Gegensätze und dem Ernste der zu treffenden Entscheidung nicht gerecht werden.

Dieser nicht nur thatsächlich gegebne, sondern in dem Wesen der Sache selbst begründete Zusammenhang dürfte übrigens auch darin zum Ausdruck kommen, daß der Versuch des Herrn Verfassers, in Bezug auf meine Ausführungen eine Scheidung vorzunehmen, und seine Bereitwilligkeit, diese insoweit anzuerkennen, als sie gegen die konfessionslose Schule gerichtet sind, ihn in ernstliche, von ihm übersehene und darum auch nicht aufgelöste Schwierigkeiten verwickelt. Von den Bedenken, die ich gegen die konfessionslose Volksschule geltend mache, sind nämlich die, die jene Schulart aus psychologischen und aus ethischen Gründen bekämpfen, ebenso giltig, wenn sie auf die paritätische Schule bezogen werden. Diese Bedenken hätten aber bei dem Versuche, für die Gleichberechtigung der paritätischen Schule einzutreten, um so mehr eingehende Berücksichtigung finden sollen, als sie schon längst von hervorragenden Herbartianern — ich nenne Ziller und Thrändorf — mit gleicher Entschiedenheit geltend gemacht sind.

Das erste dieser Bedenken gründet sich auf die anerkannte Thatsache, daß der erziehende Unterricht, wenn er bildenden Wert besitzen soll, schon aus rein psychologischen Gründen an die Individualität des Kindes, die eben durch den sittlich-religiösen Gedankenkreis des Elternhauses wesentlich bestimmt ist, anknüpfen muß. Die paritätische Schule ist nun ebensowenig als die konfessionslose in der Lage, dieser psychologisch begründeten Forderung zu entsprechen, da sie sich an die Individualität des Kindes, sofern diese durch den sittlich-religiösen Gedankenkreis seiner natürlichen Umgebung bedingt wird, nur in dem mit dem übrigen Schulbetriebe innerlich nicht verknüpften Religionsunterricht anschließen kann, während sie sonst geradezu darauf aus ist, die konkreten und lebendigen Faktoren, durch die die Individualität des Kindes in der angegebnen Beziehung gesetzt wird, außer acht zu lassen oder wenigstens nur unter der Bedingung zu berücksichtigen, daß sie zuvor ihrer Bestimmtheit und damit ihrer das Gemüt ergreifenden Kraft entkleidet werden.

Was aber das zweite Bedenken betrifft, so geht es von der Erwägung aus, daß es der sittlichen Pflicht der Liebe sowie der Achtung, die wir jeder an sich nicht verwerflichen Eigenart schulden, widerstreitet, wenn die Schule die durch die bisherige Entwicklung erworbne Individualität als etwas Wertloses behandelt, statt sie als die von Gott gegebne und darum gewollte Grundlage anzusehen, auf die jedes weitere Fortschreiten sich stützen soll. Die paritätische Schule läuft aber Gefahr, sich dieses Fehlers schuldig zu machen, da sie, wie ich bereits zeigte, in einer wesentlichen Beziehung die Rechte der Individualität beeinträchtigt.

Bei dieser Sachlage ist es einleuchtend, daß das psychologische wie das ethische Bedenken, das ich nach dem Zusammenhange meiner Ausführungen insbesondre der Idee der konfessionslosen Volksschule entgegenstellte, mit fast unverminderter Geltung dem Gedanken der paritätischen widerstreitet, und daß in dieser Hinsicht die Anerkennung, die der Herr Verfasser meiner Zurückweisung der konfessionslosen Schule ausspricht, zugleich eine Verurteilung des von ihm vertretnen Standpunkts in sich schließt.

Diejenigen Erwägungen also, die in gleicher Weise gegen die Eigenart der paritätischen wie der konfessionslosen Volksschule sich wenden, sind in den Ausführungen, mit denen ich mich hier auseinandersetze, überhaupt nicht berührt worden; um so zuversichtlicher haben sie sich der Aufgabe zugewendet, die ausdrücklich gegen die paritätische Schulart von mir erhobnen Einwände als belanglos, ja nach ihren grundlegenden Gedanken

als ungeheuerlich und in gewissem Sinne als staatsgefährlich zu erweisen.

Indem ich ausschließlich die Beurteilung ins Auge fasse, die der erste dieser Einwände gefunden hat, glaube ich hinsichtlich der Gesamtbehandlung, die der ganzen Frage zu teil geworden ist, es als einen für den Gang der Untersuchung verhängnisvollen Mangel bezeichnen zu sollen, erstens, daß zwei Fragen unausgesetzt verwechselt werden, die auf das schärfste getrennt werden müssen, nämlich die, ob für die evangelische und katholische Lebensanschauung sich gewisse gemeinsame Elemente aufzeigen lassen oder nicht, und die, ob diese gemeinsamen Elemente, wenn sie vorhanden sind, den Ausgangspunkt der sittlich-religiösen Entwicklung, wie sie die Volksschule einleitet und darbietet, bilden können und sollen; zweitens, daß in Erledigung der ersten Frage das Verhältnis zwischen evangelischer und katholischer Lebensanschauung eine so wenig in die Tiefe dringende und darum auch gänzlich unhaltbare Bestimmung erfahren hat.

Es ist in der That eine überraschende Zumutung, die an das evangelische Bewußtsein gestellt wird, den spezifischen Gegensatz, durch den es sich von dem sittlich-religiösen Gedankenkreis des Katholizismus geschieden weiß, als einen bloßen Schein zu beurteilen, der sein Dasein nur den Fanatikern des Dogmas und der „bösartigen Hetzerei, die die Herzen auseinandergerissen hat," zu danken hat! Mag es immerhin einer gemütvollen und freundlichen Auffassung des Lebens entspringen, von den Katholiken und den Protestanten das Anerkenntnis zu verlangen und, soweit nicht bösartige Hetzerei störend eingreift, auch vorauszusetzen, „daß sie schließlich auf einem und demselben Grunde stehen": als eine erschöpfende Darstellung des Verhältnisses beider Lebensauffassungen wird diese Formel auch für das evangelische Bewußtsein immer unannehmbar, um nicht zu sagen unerträglich sein. Das evangelische Bewußtsein wird sich immer sagen, daß, wenn nur die Fanatiker des Dogmas es sind, die die Anerkennung dieser Eintrachtsformel hindern, die Reformatoren unter diesen Fanatikern die erste Rolle einnehmen, und daß, wenn Katholiken und Protestanten schließlich doch auf einem Grunde stehen, die ungeheuern Opfer recht eigentlich verschwendet und die erschütternden Kämpfe streng genommen pro nihilo gewesen sind, die man für das Recht der evangelischen Weltanschauung gebracht und geführt hat. Nein, für uns evangelische Christen steht doch wohl dies als die erste Ueberzeugung fest, mit deren Preisgabe wir unsre eigne Existenzberechtigung vernichten würden, daß wir durch die denkbar tiefsten Gegensätze von dem katholischen System geschieden sind und geschieden bleiben. Und eben, weil sich dies so verhält, verlangen wir für die evangelische Jugend eine Erziehung, die sich nicht auf leere Abstraktionen stützt, wie sie dem reflektirenden Bewußtsein sich als zusammenfassende Formeln ergeben mögen, aber in der Wirklichkeit des Lebens nirgends angetroffen werden, die vielmehr von den unveräußerlichen Grundgedanken des evangelischen Bewußtseins getragen und im ganzen wie im einzelnen beherrscht wird.

Je befremdlicher die in den in Frage stehenden Darlegungen vorgetragne religionsgeschichtliche Auffassung ist, um so dringender verlangt man selbstverständlich nach Beweisgründen, die geeignet sein möchten, eine so schwerwiegende Behauptung zu stützen. Ich habe in dieser Hinsicht nur den Versuch entdecken können, zunächst die wesentliche Identität der beiden sittlichen Gedankenkreise aus der Thatsache abzuleiten, daß „das Urteil darüber, was Gerechtigkeit, Gewissenhaftigkeit, Pflichttreue, Wohlwollen, oder welche sittliche Tugenden wir nennen wollen, sei," bei Evangelischen und Katholiken nicht in dem Maße differire, daß eine Verständigung darüber nicht möglich wäre, sodann die grundlegende Uebereinstimmung hinsichtlich der religiösen Betrachtungsweise in der gleichmäßigen Beziehung auf Jesus Christus nachzuweisen.

In Bezug auf das Erste wird nichts weiter zu sagen sein, als dieses, daß die Uebereinstimmung in der Definition der ethischen Grundbegriffe unmöglich einen Rückschluß auf das Verhältnis der ethischen Systeme gestattet, ganz abgesehen von der weitern Frage, ob nicht selbst in dieser rein formalen Beziehung bei tieferm Eindringen sich recht erhebliche Differenzen ergeben würden.

Was aber das Zweite angeht, so hat bereits der Apostel Paulus der Thatsache Rechnung getragen, daß auf dem gemeinsamen Grunde, welcher ist Jesus Christus, neben Gold und Edelsteinen auch Heu und Stroh gebaut werden kann, eine Betrachtungsweise, die die Möglichkeit offen läßt, daß sich auch von der gemeinsamen Grundlage aus sehr tiefgreifende Unterschiede und sehr verschiedenwertige Konstruktionen ergeben können. Da nun das evangelische Bewußtsein von der Ueberzeugung getragen ist, das nach seiner Meinung im Katholizismus verdunkelte Verhältnis des Einzelnen zu Jesus Christus in seiner Reinheit wiederhergestellt und zum einheitlichen Mittelpunkt des gesamten sittlich-religiösen Lebens gemacht zu haben, so fordert dieses Bewußtsein wiederum eine Erziehung der evangelischen Jugend, die nicht etwa hinter der durch die grundlegende evangelische Erkenntnis bezeichneten Höhenlage zurückbleibt, um sich nur in den isolirten Religionsstunden ausnahmsweise zu ihr zu erheben, sondern die überall an jener konkreten evangelischen Erkenntnis die entscheidende Orientirung sucht und findet.

Ich bin damit bereits dazu übergegangen, dem Wunsche des Herrn Verfassers zu entsprechen und die Verschiedenheit des religiös-sittlichen Ideals bei Katholiken und Evangelischen näher zu formuliren. Es dürfte allerdings befremdlich sein, daß die Thatsache eines tiefgehenden und wesentlichen Unterschiedes zwischen evangelischer und katholischer Anschauung, sowie die Richtung, in der sich dieser bewegt, gewissermaßen als eine offne Frage behandelt wird, hinsichtlich deren eine Verständigung unter evangelischen Christen erst noch erforderlich erscheint. Eben in dieser Empfindung und in dem sie begleitenden Bewußtsein, daß es hier nur allgemein bekannte und anerkannte Wahrheiten auszusprechen gilt, werde ich, nur um einer ausdrücklichen Aufforderung nicht auszuweichen, die entscheidenden Punkte in aller Kürze hervorheben.

In der persönlichen Lebensgemeinschaft mit Christus stellt sich auch für die katholische Auffassung der eigentümliche Inhalt des christlichen Lebens dar. Während aber nach evangelischer Anschauung diese Lebensgemeinschaft an sich selbst die allein entscheidende Bedeutung hat, geht sie auf dem katholischen Standpunkt ihrer absoluten Stellung dadurch verlustig, daß sie an die dauernde Unterordnung unter die sichtbare Kirche mit dem Gesamtsystem ihrer Einrichtungen und Forderungen unauflöslich geknüpft ist. Ja, da sie thatsächlich auf keinem andern Wege als auf dem jener Unterordnung sich verwirklichen kann, so liegt mindestens die Gefahr nahe, daß die beiden Momente nicht nur zu einer untrennbaren Einheit verschmolzen werden, sondern daß die Unterordnung unter die kirchliche Autorität mehr und mehr die entscheidende Geltung in Anspruch nimmt, der gegenüber die Herstellung persönlicher Lebensgemeinschaft mit Christus in den Hintergrund gedrängt und als ein bloßes Accidens, das nur unter gewissen individuellen Voraussetzungen angestrebt und verwirklicht werden könne, gewertet wird. Es besteht demnach allerdings ein tiefgreifender Unterschied in der Bestimmung des religiösen Ideals, wie es sich für die evangelische und katholische Betrachtungsweise gestaltet: auf der einen Seite die in Bezug auf den Bestand des religiösen Grundverhältnisses von jeder kreatürlichen Vermittlung unabhängige, nur an Christus innerlich gebundne Persönlichkeit; auf der andern der katholische Christ, der nur in unaufhebbarer und das ganze innere Leben umfassender Abhängigkeit von seiner Kirche Jesus Christus ergreifen und besitzen kann, wenn er nicht gar mit jener Abhängigkeit sich begnügt und in ihr den ganzen Inhalt seines christlichen Lebens findet.

Ist also das Ziel der religiösen Entwicklung für beide Kirchen durchaus nicht dasselbe, so überträgt sich der damit bezeichnete Gegensatz auch auf die Entscheidung der weiteren Frage, in welcher Weise das einmal festgestellte Ziel verwirklicht werden solle und könne. Ist die persönliche Lebensgemeinschaft mit Christus als die von aller kreatürlichen Vermittlung unabhängige und für sich allein entscheidende beurteilt, so kann sie an keine außer ihr liegende Bedingung gebunden sein. Die persönliche Lebensgemeinschaft ist vorhanden, sobald sie von

dem durch die Erscheinung Christi innerlich berührten Menschen gewollt und durch seinen von der Gnade Gottes, die sich in Jesus darstellt, ergriffnen Willen gesetzt wird. Dieser Akt freier und persönlicher Entscheidung ist der Glaube, der demnach Jesus Christus zu seinem einzigen Inhalt hat, und der in der Tiefe der Gesinnung und in der Kraft eines Gemeinschaft suchenden Herzens diesen Inhalt sich zu eigen macht.

Wo dagegen der Lebensgemeinschaft mit Christus die Anerkennung der kirchlichen Autorität entweder substituirt oder wenigstens als unumgängliche Vorbedingung zugesellt und thatsächlich vorangestellt wird, da ist jenes Ziel nicht nur verdunkelt, wenn nicht aufgegeben, sondern, sofern es überhaupt verfolgt wird, mit außer ihm liegenden Voraussetzungen in einen unauflöslichen Zusammenhang gebracht. Die erste dieser Voraussetzungen ist die theoretische Zustimmung zu den von der unfehlbaren Kirche überlieferten Lehrsätzen, eine Zustimmung, die zwar mit dem Namen des Glaubens belegt wird, dessen Wesen aber vermöge der durch sie vollzognen intellektualistischen Verflachung des Glaubensbegriffes durchaus widerstreitet. Die zweite Voraussetzung ist die Uebernahme der von der Kirche kraft ihrer Autorität vorgezeichneten Lebensordnung, eine Voraussetzung, die in Verbindung mit jener ersten den Gegensatz des religiösen Gedankenkreises, wie er hinsichtlich des Heilsweges zwischen beiden Systemen besteht, ebenso entschieden erkennbar macht, als sie andrerseits, für sich betrachtet, den Unterschied des beiderseitigen ethischen Ideals in das Licht setzt.

Für die nur an Christus gebundne Persönlichkeit ist die Stufe des Gesetzes überschritten, und in das freie Walten des in die Gesinnung aufgenommnen Prinzips hat sich für sie alles lästige Sollen aufgelöst. In der Liebe Gottes, die sie in Jesus schaut, und von der sie zu dankbarer Gegenliebe entzündet wird, hat sie das einheitliche, innerliche und lebendige Prinzip gewonnen, in dem sie die einzige Regel ihres Handelns anerkennt. Das ist gewiß ein Ideal, dem sich die empirische Entwicklung immer nur verhältnismäßig und von fern nähert; aber darum bleibt es doch der feste Punkt, dem die sittliche Entwicklung zustrebt, auf den sie bezogen, und durch den sie in ihrer Eigenart bestimmt wird.

Wenn dagegen die Uebernahme der von der Kirche vorgeschriebnen Lebensordnung als die unerläßliche Bedingung betrachtet wird, ohne die das Ziel der religiösen Entwicklung nicht einmal verfolgt, geschweige denn verwirklicht werden kann, so ist der christlichen Sittlichkeit nicht nur eine gänzlich andersartige Stellung zugewiesen, sondern zugleich ein neuer, der evangelischen Auffassung entgegengesetzter Charakter mitgeteilt. Dem evangelischen Christen ist die Ausgestaltung des sittlichen Lebens ausschließlich die naturgemäße und von innen heraus sich entfaltende Frucht der Lebensgemeinschaft mit Christus; für die katholische Betrachtungsweise kommt sie zunächst als Vorbedingung für die Herstellung jener Gemeinschaft in Frage. Was aber ihren eigenartigen Charakter angeht, so trägt sie, da sie als Unterordnung unter die von der Kirche festgesetzte Lebensordnung gedacht wird, das gesetzliche Gepräge und steht deshalb zu der Freiheit eines evangelischen Christenmenschen in einem unausgleichbaren Gegensatz.

Damit glaube ich „die Verschiedenheit des religiös-sittlichen Ideals bei Katholiken und Evangelischen“ formulirt zu haben und nach dem Zwecke dieser Untersuchung davon absehen zu dürfen, den Gegensatz der Prinzipien in seinen weitern und umfassenden Konsequenzen für die Ausgestaltung des sittlich-religiösen Lebens zu verfolgen. Nur dies Zweifache wünsche ich festzustellen: erstens, daß es thatsächlich unmöglich ist, die entgegengesetzten Ideale in dem erziehenden Unterricht der Volksschule neben einander zu pflegen, sodaß die paritätische Schule allerdings genötigt ist, entweder dem einen dieser Gedankenkreise sich anzuschließen und damit ihren paritätischen Charakter aufzuheben oder beide gleichmäßig preiszugeben, und in dem zweiten Falle wiederum entweder auf die Herausbildung eines bestimmten sittlich-religiösen Gedankenkreises Verzicht zu leisten oder zu den beiden bereits gegebnen und nicht nur im Religionsunterrichte vertretenen, sondern auch durch die Autorität des Elternhauses gestützten Gedankenkreisen einen dritten hinzuzufügen und seine Herausarbeitung als die ihr eigentümliche Aufgabe zu betrachten. Indem ich mir den Nachweis vorbehalte, daß jener Gedankenkreis nicht etwa durch Neutralisirung der beiden entgegengesetzten gewonnen werden kann, halte ich an dem von mir ausgesprochnen Urteil fest, daß in der paritätischen Schule entweder die Einheit des Erziehungszieles oder die Aufgabe der Erziehung selbst preisgegeben werden muß. Zweitens aber dürfte sich aus der vorstehenden Erörterung ergeben haben, daß der Gegensatz zwischen evangelischer und katholischer Weltanschauung in den Darlegungen, mit denen ich mich hier auseinandersetze, eine genügende und zutreffende Bestimmung nicht gefunden hat.

Auf der andern Seite gebe ich selbstverständlich zu, daß zwischen beiden Gedankenkreisen erhebliche und vielfache Berührungspunkte vorhanden sind, und ich bin als evangelischer Christ gern bereit, nachdem ich als das Erste mir die unterschiedliche Eigenart meiner evangelischen Weltanschauung zum Bewußtsein gebracht habe, die gemeinsamen Elemente anzuerkennen und mich ihrer zu freuen. Keineswegs aber folgt aus der Thatsache, daß so beschaffne Elemente thatsächlich gegeben sind, die Berechtigung, gerade diese zum Ausgangspunkt für die sittlich-religiöse Erziehung der evangelischen Kinder, die die Volksschule besuchen, zu machen! Vielmehr würde dies schon aus dem Grunde zu beanstanden sein, weil das Gemeinsame eben als solches zugleich das Unbestimmte, das Allgemeine ist, der erziehende Unterricht aber mit dem Bestimmten und dem Besondern beginnen muß. Nirgends in der Wirklichkeit des Lebens sind jene gemeinsamen Elemente für sich gegeben, sondern immer nur in ganz bestimmten Zusammenhängen, wie sie eben in den großen Konfessionen sich darstellen; so sind sie ohne Frage eine wertvolle Erkenntnis für die vergleichende Betrachtung, die das konkrete Material übersieht und in der durchdringenden Beherrschung des Einzelnen das Recht und die Kraft zu einer zusammenschauenden Betrachtungsweise gewonnen hat; aber mit diesen gemeinsamen Elementen den Anfang machen, würde, selbst wenn es möglich wäre, nichts andres heißen, als die sittlich-religiöse Bildung von vornherein auf eine ungesunde Grundlage stellen und sie der das Gemüt bestimmenden Kräfte berauben, die gerade in dem Zusammenhang mit der Wirklichkeit des Lebens beschlossen sind.

Aber abgesehen hiervon ist das vorgeschlagne Verfahren auch noch durch einen andern Umstand entscheidend verwehrt. Die gemeinsamen Elemente könnten ja offenbar nur dann zur Grundlage der Schulerziehung gemacht werden, wenn sie einen abtrennbaren Bestandteil der beiden Weltanschauungen darstellten, wenn sie also mit diesen nur auf mechanische Weise verbunden wären. So ungefähr scheinen freilich die Ausführungen, gegen die ich mich wende, die Sachlage zu beurteilen. Denn indem dieselben anerkennen, daß das Mönchideal mit der evangelischen Anschauungsweise unvereinbar ist, ziehen sie sich in dem Bestreben, den Gegensatz zwischen evangelischer und katholischer Weltanschauung möglichst herabzustimmen, auf die Erwägung zurück, daß nach katholischer Auffassung dies Ideal nur für die giltig sei, denen der besondre innre Beruf für das klösterliche Leben zu teil wurde, offenbar ohne die Thatsache in Rechnung zu ziehen, daß die Aufstellung eines so beschaffnen Ideals, in welcher Begrenzung sie immer gemeint sein möge, nicht als ein isolirtes Faktum beurteilt, sondern nur aus dem Zusammenhange des gesamten sittlich-religiösen Systems begriffen werden kann. Ganz ebenso verhält es sich nun mit den Elementen, die als gemeinsame Momente der beiden Gedankenkreise in Frage kommen möchten; als organische Bestandteile mit den einzelnen Weltanschauungen auf das innigste verwachsen, entziehen sie sich jedem Versuch, sie zu isoliren und rein für sich darzustellen, sodaß sich nunmehr auch von hier aus die Unmöglichkeit ergiebt, durch Neutralisirung der Gegensätze den gemeinsamen Boden, dessen die paritätische Schule bedürfen würde, herauszustellen.

Ich suchte bisher zu zeigen, daß zwischen evangelischer und katholischer Weltanschauung ein tiefgreifender und wesentlicher Gegensatz besteht, und daß die thatsächlich vorhandnen Berührungspunkte nicht geeignet sind, die angemessene Grundlage

für die sittlich-religiöse Jugenderziehung darzubieten. In Bezug auf den ersten Punkt habe ich mich noch mit den indirekten Beweisgründen aus einander zu setzen, die gegen die von mir vertretene These geltend gemacht werden.

Sie beziehen sich sämtlich auf die vermeintlichen oder wirklichen Konsequenzen, die sich ergeben würden, wenn die von mir aufgestellte Behauptung richtig wäre. Sie begeben sich damit freilich auf einen Boden, der sich für die wissenschaftliche Verhandlung selten fruchtbar erweist, ein Umstand, der mich indessen nicht abhalten soll, ihnen auf das mir vorgezeichnete Feld zu folgen. Die Behauptung nun, daß nach dem von mir vertretenen Standpunkt unser Volk keine gemeinsamen sittlichen Grundgedanken, keine gemeinsamen sittlichen Maßstäbe mehr hätte, daß daher in Deutschland zwei Menschenklassen existirten, die nichts mehr mit einander gemein hätten, bezeichne ich als eine unzutreffende Entstellung meiner Ansichten. Ich bejahe vielmehr das Vorhandensein gemeinsamer sittlich-religiöser Gedanken, weise aber aus den zuvor entwickelten Gründen die Forderung zurück, diese gemeinsamen Elemente zum Ausgangspunkt sittlich-religiöser Jugenderziehung zu machen. Zudem ringt die paritätische Schule an diesem Punkte vergeblich mit einem unerträglichen Selbstwiderspruch; denn wenn durch die Geschiedenheit des konfessionellen Bewußtseins wirklich die Einheit der Nation aufgehoben würde, wie dürfte sie dann selbst eine Einrichtung herbeiführen, vermöge deren in den Religionsstunden für die Pflege eben dieses konfessionellen Bewußtseins geflissentlich Sorge getragen wird!

Was sodann den Vorschlag betrifft, im Sinne derer, die für die konfessionelle Schule eintreten, besondre konfessionelle Landräte, konfessionelle Richter und womöglich konfessionelle Regimenter zu fordern, so glaube ich ihnen als einen scherzhaften auffassen und diese Konsequenz ohne weitere Erörterung ihrem Schicksal überlassen zu dürfen. Dagegen stehe ich nicht an, auch für die höhern Schulen die konfessionelle Ausgestaltung als die wünschenswertere zu bezeichnen, und ich sehe nicht ab, wie man von der Voraussetzung aus, daß auch die höhere Schule der Ausbildung des sittlich-religiösen Charakters in erster Linie dienen soll, zu dieser Frage eine andre Stellung einnehmen dürfte. Um so weniger freilich kann ich der letzten mir entgegengehaltenen Konsequenz die Berechtigung zugestehen, daß nämlich aus dem Prinzip der Konfessionalität die Nötigung hervorgehe, auch die lutherischen und die reformirten Kinder besondern konfessionell getrennten Schulen zu überweisen. Diese Nötigung werde ich erst dann anerkennen, wenn der Nachweis geführt ist, daß diese beiden Kirchengemeinschaften in einem Verhältnis zu einander stehen, welches dem entspricht, das zwischen der evangelischen und der katholischen Kirche thatsächlich vorhanden ist.

Nach allem diesen halte ich nach wie vor daran fest, daß wir evangelischen Christen alle Ursache haben, uns dessen, was wir in unsrer evangelischen Weltanschauung besitzen, mit voller Klarheit bewußt zu bleiben und in Verfolg dieses Bewußtseins die sittlich-religiöse Erziehung für unsre evangelische Jugend als die allein wünschenswerte zu erachten, die in dem vollen Bestande des evangelischen Gedankenkreises wurzelt. Dieser Aufgabe ist die paritätische Volksschule nicht gewachsen, und dies ist der für sich allein schon entscheidende Grund, weshalb wir die auf Simultanisirung der Volksschule gerichteten Bestrebungen ablehnen und in entschiedenem Gegensatz zu ihnen vielmehr wünschen und hoffen, daß die konfessionelle Volksschule die Schule der Zukunft sein und bleiben möge. Voigt

---

Verschiedenes

(Litteratur aus dem Gustav-Adolf-Verein) Schluß. Im laufenden Jahre feiert wiederum eine Anzahl von Gustav-Adolf-Hauptvereinen das fünfzigjährige Jubelfest. So der Westfälische, für den an Stelle seines erkrankten Vorsitzenden, Konsistorialrat D. Niemann, Generalsuperintendent D. Nebe ein Schriftchen: Zur Erinnerung an die fünfzigjährige Wirksamkeit des Westfälischen Hauptvereins der Gustav-Adolf-Stiftung verfaßt hat; es ist uns aber noch nicht zugänglich geworden. Sein Jubelfest gedenkt dieser Verein in Hagen zu feiern. Ferner der Ostpreußische

Verein, und bereits liegt aus der Feder des Kirchenhistorikers der Königsberger Universität vor: Festschrift zum fünfzigjährigen Jubiläum. Gal. 6, 10. Geschichte des Hauptvereins der Gustav-Adolf-Stiftung für Ostpreußen. 1844—1894. Von D. Karl Benrath. (136 S. Königsberg, Hartungsche Verlagsdruckerei.) Die unerquicklichen Reminiscenzen an die Ruppschen Streitigkeiten und die erfreulichen Erinnerungen an den gesegneten Einfluß D. Voigts nehmen naturgemäß in dieser gründlichen Festschrift einen bedeutenden Raum ein. Auch die Gustav-Adolf-Hauptvereine der Provinzen Brandenburg und Sachsen stehen im Jubeljahr.

Der Hauptverein für Bayern diesseits des Rheins hat zu Bayreuth sein viertes Landesfest gefeiert. Nach Beschluß der Versammlung erscheinen von nun an die Verhandlungen dieser Landesfeste im Druck, sodaß weiteren Kreisen Gelegenheit geboten ist, sämtliche Vorträge nachträglich zu lesen. Diese Drucklegung liegt betreffs der Bayreuther Versammlung (neben dem 42. Jahresbericht) vor: „Predigt und Vorträge, welche bei der Jahresfeier des bayrischen Gustav-Adolf-Vereins in Bayreuth am 12. Juli 1893 gehalten worden sind, samt einem kurzen Vorbericht“ (Bayreuth, 1893, Buchdruckerei von Emil Mühl), ein stattliches, 71 Seiten starkes Heft mit zum Teil recht fesselndem und lehrreichem Inhalt, offenbar gerade von Bayern her eine besonders zu schätzende Gabe.

Am Schlusse des Jahresberichts des Evangelischen Waisenversorgungsvereins in Wien über sein 32. Vereinsjahr 1893 lesen wir von der Einführung von Kranzkarten, die an Stelle von kostbaren Kranzspenden das Gedächtnis eines Verstorbenen ehren und zugleich dem Vereine zu gute kommen sollen. Der Verein hat solche Karten anfertigen lassen zu einem Minimalbetrag von 1 Gulden. Die Karten sollen laut der Anzeige würdige Form haben; vorgelegen hat uns keine.

Seit Oktober vorigen Jahres hat der Pastor Julius Axenfeld zu Godesberg, der bekannte Gründer der Konfirmandenanstalt Godesheim, angefangen, wie er schreibt, auf mancherlei Aufforderungen, unter Mitwirkung andrer namhafter protestantischer Männer, worunter auch einige Juristen, Diasporablätter herauszugeben, vierteljährlich erscheinend, für jährlich mindestens 2 Mark. (Barmen, Verlag von D. B. Wiemann.) Diese Hefte bieten großes Interesse; wir zweifeln nicht, daß sie dies auch künftig thun werden. Möge der Herausgeber seiner eignen Absicht recht treu bleiben, nur absolut Sicheres und Genaues zur öffentlichen Kenntnis zu bringen. Von Godesheim selbst geht uns eben der vierte Bericht zu: hier giebt es 154000 Mark Schulden abzutragen und für ein wichtiges Werk jährlich 25000 Mark zu beschaffen.

Der Neue allgemeine Gustav-Adolf-Kalender für das evangelische Deutschland auf das Jahr 1895 (12. Jahrgang) liegt bereits vor. Preis (bei fünf Gratisbeilagen) 50 Pfge; partieweise billiger, (Gustav-Adolf-Verlag in Dresden-A. 14), mit Bildchen reichlich ausgestattet. Möchte der Teil des Reinertrags, den er zum Besten der Gustav-Adolf-Stiftung abgeben will, ein recht großer werden!

Von der Sammlung: „Für die Feste und Freunde des Gustav-Adolf-Vereins“ (Barmen, Hugo Klein) ist Nr. 173 erschienen: Georg III. von Anhalt, Fürst und Prediger, ein Lebensbild von Adele Gründler. Die Verfasserin ist die Gattin des frühern Militärpfarrers in der Militärerziehungsanstalt Annaburg (in der Provinz Sachsen), in deren Kirche das Original des dem Heftchen vorgedruckten Bildchens hängt, das jenen merkwürdigen Fürsten darstellt, der noch zu Zeiten des Reformators selbst das Evangelium von der Kanzel verkündigte. Die kleine Schrift (52 Seiten, 10 Pfge!) enthält in angemessener Darstellung viel fleißige und eingehende Arbeit. Hoffentlich finden die Heftchen der Sammlung heuer bei den Gustav-Adolf-Festen viel Angebot und entsprechend Abnahme.

Soeben kommt die Nachricht, daß die 47. Hauptversammlung des Gustav-Adolf-(Gesamt-)Vereins zu Darmstadt am 11., 12. und 13. September stattfinden wird. Zum gemeinsamen Unterstützungswerk (der großen Liebesgabe) sind vorgeschlagen: Fulda in Hessen-Kassel, Sackan in Schlesien und Zwiesel in Bayern.

Am 9. Dezember ist bekanntlich der dreihundertjährige Geburtstag Gustav Adolfs des Schwedenkönigs. Der Zentralvorstand hatte im Januar eine Jubelfestschrift des Geheimen Kirchenrat Superintendent D. Pank in Leipzig angekündigt. Jetzt bemerkt er berichtigend, daß davon Abstand genommen sei, nachdem bereits in R. Herrosés Verlag in Wittenberg ein Gustav-Adolf-Büchlein von Hofprediger D. Rogge erschienen. Der Dresdner Gustav-Adolf-Verlag behauptet seinerseits, es sei inzwischen dafür von Pfarrer D. Kaiser unter allseitiger (?) Zustimmung die vom Zentralvorstand in Aussicht gestellte Festschrift bearbeitet worden. Ein neues Zirkular des Zentralvorstandes nennt allerdings jetzt auch neben Rogges Schrift die von Kaiser. Diese kennen wir noch nicht; der Roggeschen Schrift mit vielem und ansprechendem Bilderschmuck können wir, auch wenn der Briefsteller recht hat, der schreibt, sie beruhe wesentlich auf Lamparters Vorarbeit, was wir ihr gar nicht verargen, oder wenn der andere recht hat, der da urteilt, die Persönlichkeit des großen Fürsten trete gar zu wenig darin hervor, doch nur weiteste Verbreitung wünschen. Daneben mag man Kaisers Festschrift kaufen und mögen alle protestantischen Volksbibliotheken Lamparters von uns (1891, Sp. 965 f.) empfohlenes Buch erwerben, und wenn das Gustav-Adolf-Jubiläum vorüber ist, wird des Verbreiteten noch immer zu wenig sein. (Von Rogges Gustav-Adolf-Büchlein kostet 1 Exemplar 50 Pfge, 10 Ex. 4 Mk., 25 Ex. 9 Mk., 50 Ex. 17 Mk.) H

(Ein beachtenswertes Opus posthumum von Spurgeon) ist soeben erschienen: ein dritter Band seiner pastoral-theologischen Vorlesungen an die Studenten seines Pastors College. Es heißt „Die Kunst der Illustration“ (The Art of Illustration. London, Passmore & Alabaster, 4 Paternoster Buildings E. C. Geb. 2 s 6 d) Dieser dritte Band reiht sich den bisher erschienenen beiden Bänden ebenbürtig an und sei allen, die Spurgeon schätzen oder ihn kennen lernen wollen, warm empfohlen. — Als Gegenstück zu den „Predigten in Kerzen“ sind „Predigten in Steinen, oder Was die Steine sagen“ neuerdings aus seinem Nachlaß herausgegeben (What the Stones Say or Sermons in Stones. London, Christian Herald Publishing Co. 1 s). Verschiedne andre ungedruckte Werke aus dem Nachlaß werden in nächster Zeit erscheinen, darunter noch mehrere Vorlesungen an seine Studenten, die bekanntlich besonders reich an Schätzen christlicher Erfahrung und geistlicher Weisheit sind. F Gl

(Der Arbeit Rechte und Pflichten) Pfarrer Adolf Hoffmann von der deutschen lutherischen Gemeinde in Genf, dessen unermüdlichem Eifer es gelungen ist, so viele dort angesiedelte Deutsche aus der religiösen und kirchlichen Gleichgiltigkeit aufzuwecken und um seine Kanzel zu scharen, der auch zu den wenigen Geistlichen der großen Städte gehört, die die Mission unter den Hotelangestellten nachdrücklich und erfolgreich betreiben, hat bei Reich in Basel ein Büchlein (70 Seiten, mutmaßlicher Preis 60 bis 80 Pfge.) unter dem Titel: Der Arbeit Rechte und Pflichten herausgegeben. Es enthält sechs christliche Reden über soziale Fragen. Behandelt werden unter Anlehnung an ein Schriftwort nach jedesmaliger Voraussendung einer längern Einleitung, die vielfach aus dem Nathusiusschen Buche „Die Mitarbeit der Kirche an der Lösung der sozialen Frage“ (1. Teil; Leipzig, Hinrichs, 1893) schöpft, folgende Themata: 1. Die Schranken des irdischen Gewinns; 2. Die sittliche Aufgabe des Reichtums; 3. Die sittliche Weihe der Arbeit; 4. Die sittliche Bedeutung der sozialen Gliederung; 5. Zwang und Freiheit im sozialen Leben; 6. Die sittliche Seite des Berufs. Es sind kurze Reden in Predigtform, die „anregen sollen, die klare Richtungslinie zu finden heraus aus all dem Wirrwarr der komplizirten Fragen und hinein in das rechte Verhältnis zur Person Christi, in dem wirklich die volle und endgiltige Lösung gegeben ist.“ In der That wirken diese Reden sehr anregend, und wir wünschen ihnen die weiteste Verbreitung namentlich auch unter den Predigern. Vielleicht wäre es bei der bedeutenden homiletischen Begabung des Verfassers doch möglich gewesen, diese Vorträge mehr aus dem Text herauswachsen zu lassen und aus dem Reichtum seiner Erfahrung noch mehr zu exemplifiziren. So würde auch auf diesem Gebiete der Predigtcharakter im edelsten Sinne des Wortes gewahrt bleiben. H S

(Zeitung werde christlich!) Von H. Sprenger, P. in Sulbeck, Leipzig, Dürr, 1893. 115 S.; 2 Mk.

Der Verfasser hat eine kleinere konservative Lokalzeitung bewogen, alle Sonntage eine von ihm verfaßte erbauliche Betrachtung nach Art der sozialen Zeitpredigten an der Spitze abzudrucken. Aus zwei Jahrgängen hat er dann dies Buch, das einem Jahrgang entspricht, zusammengestellt und fordert nun die Amtsbrüder zur Nachfolge und Mitarbeit auf. Der Verfasser meint, christlich-konservative Zeitungen müßten solche Abschnitte bringen und würden sie auch gerne von den Pastoren annehmen, die andern würden sich allerdings wohl höflich entschuldigen. Er faßt also wenigstens in diesem Punkte christlich und konservativ als eine Gleichung auf. Kann uns das denn aber genügen? Das Ziel des Verfassers ist ja sicher richtig. Die Presse muß christlicher werden. Ob aber wohl dieser Weg praktisch ist? Sollte sich das Ziel nicht viel eher erreichen lassen durch eine Besprechung der Tagesereignisse — auch der kleinen — in christlichem (nicht erbaulichem) Tone, indem auch sie an den sittlichen Maßstäben des Evangeliums gemessen würden? Und sollte nicht ein Feuilleton, in dem man das Getriebe des täglichen Lebens mit christlichem Maße mißt, eine viel nachhaltigere und gründlichere Wirkung thun als ein kleiner Sonntagsartikel, einmal in der Woche? Gerade das Feuilleton ist bei nicht wenigen kleinen Zeitungen arg verwahrlost. Ich habe in einer kleinen nationalliberalen Zeitung Romane gesehen, die das Mönchtum empfahlen. Eine Hilfe auf diesem Gebiet würden sicherlich viele kleine Blätter mit Freuden begrüßen. J L

(Zweifelhafte Lektüre für Jugend und Volk) Unsre Vorzeit. Von Dr. Wilhelm Wägner. 2 Bde. Leipzig, O. Spamer.

Es mag auch einmal erlaubt sein, vor bekannten und vielgekauften Büchern zu warnen. Zu solchen gehören die obengenannten reich und prächtig ausgestatteten Bände. Ich wählte sie, um aus ihnen die Sage von Herzog Ernst Knaben im Alter von fünfzehn bis siebzehn Jahren vorzulesen und sie dadurch zum Genuß des Uhlandschen „Herzog Ernst“ vorzubereiten. Da die Bücher für „Jugend und Volk“ auf dem Titelblatt ausdrücklich bestimmt erschienen, las ich sie ohne vorherige Prüfung vor. Ich muß gestehen, daß ich auf das unangenehmste überrascht war. Welch ein Umspringen mit dem Stoff! welch ein Schwulst in der Darstellung! Welch ein Geschwätz! Wie riecht alles nach einem hochmodernen Kindersalon! Herzog Ernst ist die einzige Sage, in der nur die ernsten Empfindungen angeregt werden, „die Mutter und Sohn verbinden, die Männer zusammenhalten und entzweien. Nur einmal tritt ein Mädchen auf, wie sie den Sagenhelden zu begegnen und ihre Liebe zu erregen pflegen; Herzog Ernst bekommt Gelegenheit, eine Geraubte von ihren Drängern zu befreien; aber sie bleibt tot in seinen Armen.“ (Scherer.) Das scheint dem Erzähler nicht gefallen zu haben. Nach ihm muß die Indierin den Herzog auf seinen Fahrten begleiten, bis er sie ihren Eltern ausliefert, wodurch dann Raum für einige pikante Szenen gewonnen wird. Ferner glaubte der Verfasser, der ursprünglichen Sage

„durch Verbindung mit einer andern . . . ein höheres Interesse“ verleihen zu müssen. Diese andre Sage — es ist die Dichtung von der Edelfrau (hier also die Herzogin Elsa), die im Gewand eines Harfners ihren Gemahl durch Saitenspiel und Gesang aus Sklavenketten bei den Mohren befreit — wird von unserm Erzähler nach einer modernen Dichtung dargestellt, aus der das Lied des Harfners zitirt wird. Es schließt mit den für die Jugend sicherlich sehr passenden und für das Volk sehr durchsichtig und deutlich stilisirten Zeilen: „Nicht Erdenlust in liebeselgen Nächten, nicht Sternenglanz, in seiner Reu erscheint in seiner Thrän', ein schönres Gnadenzeichen, des Allerbarmers Bild, des Gnadenreichen.“ Das Pronomen „sein“ geht auf den vorhergenannten Feind, der durch Liebesthat bezwungen wird, zurück. Und um nun auch eine Probe der Wägnerschen Prosa für Jugend und Volk zu geben, stehe hier der den Liedzeilen folgende Satz: „»Des Gnadenreichen«, das Wort klang noch einmal im Munde des Sängers, und die Saiten wiederholten die Melodie allmählich anschwellend und wieder leise verhallend, wie Aeolsharfentöne, als ob sie aus ferner Welt herüberklängen, und der Wahrheit Lehre senkte sich wie Gold (!) in die Herzen der Hörer.“ So erzählt man nicht „Deutsche Heldensagen für Jugend und Volk.“

Nach alledem können wir dem Verfasser nicht bescheinigen, daß er sein im Vorwort gegebnes Versprechen, das edle lautere Gold aus seinen Schlacken zu lösen, gehalten hat. Uns dünkt, er hat es mit modernen Schlacken zusammengeschmolzen. Ich habe nicht die Zeit gefunden, das Werk auf die zu Grunde gelegte Weltanschauung zu untersuchen. Bei den bis zur Unerträglichkeit in die Wiedergabe fortwährend eingetragnen modernisirenden Reflexionen des Verfassers wäre das nicht allzuschwer. In der Einleitung giebt er an, nur die Tendenz zu haben: „Wer edel ist und gut, trägt reichen Lohn in sich, und Schuld büßt sich auf Erden schon.“ Ob diese Moral eine sehr tiefe ist, bleibe dahingestellt. Manche werden auch sagen, die Wiedererzählung von Sagen soll gar keine unmittelbare, moralische Tendenz haben. Was soll man aber dazu sagen, wenn der Verfasser die Herzog-Ernst-Sage so abschließt, daß Elsa in die Saiten greift und folgende Weisheit vorträgt:

> Märchen ist das menschliche Leben,
> Buntfarbig Märchen die ganze Welt;
> Dichtend schuf das Weben und Streben
> Gott, der dichtend das All erhält.
> Einsam war es, da quoll die Fülle
> Seiner Dichtung in blühender Hülle
> Gaukelnd herauf und gaukelnd herab,
> So ward Geburt und Sein und Grab — u. s. w.

mit dem Schluß:

> Rückwärts blickt ins menschliche Leben;
> Kinder sind alle, die jauchzen und streben,
> Weinen auch viel, bis des Märchens Not
> Lächelnd beschließt der Genius Tod.

Die schönen Verse können doch darüber nicht hinwegtäuschen, daß das keine Lebensauffassung ist, die man der Jugend und dem Volke bieten darf! So können auch die an sich meist wohlgelungnen, nicht immer jedoch für den vorgesetzten Zweck ganz passenden Zeichnungen G. Vogels über die Unbrauchbarkeit des Inhalts schwerlich trösten. Die musterhaften Nacherzählungen Osterwalds zu ersetzen ist das Buch keinesfalls geeignet. Freilich möchte man jenen bessere Bilder wünschen, auch hie und da eine kleine Kürzung. Befremdet hat mich, die kleine sogenannte „Schulausgabe“ der Wägnerschen Sagen in einer Volksschulbibliothek anzutreffen, der sie, wie ich höre, durch ein Komitee der innern Mission empfohlen war. Für diesen Zweck sollte man die ja auch sehr billige Sammlung von Klee (Gütersloh, Bertelsmann; 4,50 Mk.) vorziehen, für deren Illustrationen freilich dasselbe gilt wie für Osterwald. In Verlegenheit bin ich in Bezug auf den ersten Band von Wägner, „Nordisch-germanische Götter und Helden.“ Es steht mit ihm ähnlich wie mit dem zweiten Bande, höchstens daß die Illustrationen schlechter sind. Aber hier weiß ich leider nichts Besseres. Denn die Bücher von Bratuscheck und Colshorn mit ihren eingetragnen Spekulationen und ihrem „blühenden“ Stil halte ich für unbrauchbar. Dahns Wallhall kenne ich nicht. Aber wem es gegenwärtig ist, wie dieser moderne „Odhinsverehrer“ in seinen Dichtungen (z. B. im „Kampf um Rom“ und in „Odhins Trost“) die nordischen Sagen auf gut Schopenhauerisch umdeutet, der wird von vornherein nicht geneigt sein, sich ihm anzuvertrauen. Ich wäre dankbar, wenn man mir etwas nennte, das die hier vorhandne Lücke auszufüllen geeignet ist.

Unterschätzen dürfen auch diejenigen diese Angelegenheit nicht, die nicht wie Schreiber dieses der vielgeschmähten und als ungebildet gebrandmarkten Meinung sind, daß der nordischen Göttersage mindestens ein Platz neben der griechischen gebührt. Denn es ist schon jetzt eine einfache Thatsache, daß weite Kreise sich für die altnordische Sagendichtung erwärmen. Und es gehört keine prophetische Gabe dazu, um vorauszusehen, daß die unter uns immer mehr erstarkende nationale Strömung dem nur entgegenkommen kann. Da meine ich nun, ist es äußerst verhängnisvoll, wenn jenes berechtigte oder unberechtigte Verlangen fast nur in pointirt antichristlichem Geist geschriebne oder unbrauchbare Darstellungen zu seiner Befriedigung findet. Uebertreibe ich? Oder sagen die Namen Richard Wagner und Felix Dahn nicht genug? Muß man erst auf die Fanfaren einer fortgeschrittnen national-antisemitischen Gruppe aufmerksam machen, die laut genug unsern Christenglauben als einen fremden jüdischen Tropfen im deutschen Blute schmähen? die sich für Wiederherstellung eines „deutschen Glaubens“ ereifern und nicht merken, daß ihnen statt der Vorstellungswelt ihrer Ahnen, die

vorchristlich ist und ihnen nie genügen könnte, der greisenhafte, lebentötende, sicherlich alles andre eher als deutsche Buddhismus, die geistige Cholera asiatica, eingeimpft wird? Doch diese Bemerkungen gehen über den Rahmen des hier Verhandelten hinaus. Es sollte nur darauf aufmerksam gemacht werden, wie wichtig die Forderung einer unbefangnen Darstellung der nordischen Göttersage ist, damit nicht die durch Richard Wagner eingeführte unheilvolle Vermengung des altgermanischen Vorstellungskreises mit der kranken Spekulation des Schopenhauerschen Buddhismus zu einem unauflöslichen wird. Freilich eine christliche Fälschung etwa in der durch Grundtvig — der allerdings in gutem Glauben handelte — eingeführten Manier wäre ebenso unstatthaft. Jede Modernisirung, die christliche sowohl als die unchristliche oder antichristliche, legt die Anschauung nahe, als könne man auf dem „Glauben der Väter" direkt, ohne den Umweg über Palästina zu machen, weiter bauen. Und es ist gefährlich, eine solche Idee in religiös unreifen oder national überreizten Gemütern zu fördern. Bs

(Um Pflicht und Recht) Ein fesselndes Buch voll eigenartiger Schönheit bringt uns der rührige Verlag von Fr. Bahn in Schwerin. Es ist dies der Roman von C. Beyer: „Um Pflicht und Recht." Preis eleg. geb. 5,50 Mk. Schon dadurch zeichnet er sich vorteilhaft vor ähnlichen aus, daß er nicht bloß von dem Suchen und Finden zweier sich liebenden Menschen redet. Nein — ein deutscher Seeheld voll eiserner Willenskraft, voll unverwüstlichem Thatendrang, voll unbezwinglicher Tapferkeit, aber auch voll unbeugsamem Trotz, der im Kampf wider Gott und Menschen sein wirkliches oder vermeintliches „Recht" verficht; daneben das treue Eheweib dieses Helden, Frau Herburg, die in einer entarteten Kirche durch Wicliffs Schriften zum lebendigen Glauben sich durchringt, die von der Inquisition dem Flammentode überliefert wird, die aber nach ihrem Tode noch den entscheidendsten Einfluß ausübt auf ihres Eheherrn Leben und Wirken: das sind die beiden Hauptgestalten dieses Romans. Die Erzählung spielt im deutschen Norden, zur Zeit der Vitalienbrüder, die damals als Seeräuber die Meere unsicher machten. Die unruhig bewegte Zeit mit ihren vielfachen politischen und religiösen Kämpfen bildet den kulturgeschichtlich interessanten Hintergrund. Auf jeder Seite fast verrät der Dichter die genaueste Kenntnis der damaligen Zustände: die Verhältnisse einer deutschen Hansestadt (Rostock), das Leben der Kolonie von deutschen Kaufleuten in Bergen in Norwegen, die Gebräuche der hansischen Seefahrer werden spannend geschildert. Und doch sind die Leiden und Leidenschaften der handelnden Personen, dieser vielfach suchenden und irrenden Menschen, so echt und allgemein menschlich, daß wir diesen Gestalten schon im wirklichen Leben begegnet zu sein glauben. Mit großer Meisterschaft sind die Seegefechte in Sturm und Wogengebrause oder im eisig kalten Dezemberwind erzählt. Aber was das Buch uns evangelischen Deutschen besonders wertvoll macht, das ist neben der Begeisterung für deutsche Ehre und Macht, die es durchweht, der warme Hauch evangelischer Frömmigkeit, in der die suchenden, irrenden Menschen endlich ihren Frieden finden.

Minder bedeutend, aber anmutig geschrieben ist eine andre, in demselben Verlage erschienene Erzählung: „Barbara" von M. Rüdiger, Verfasserin der „Frau des Ratmannen" und andrer Schriften. Eleg. geb. 3,50 Mk. „Barbara" versetzt uns zurück in Taulers Zeit; die Kämpfe und Leiden einer Schülerin Taulers, die auf irdische, sie hochbeglückende Liebe verzichtet um der klar als erste Pflicht erkannten „Gottesminne" willen, werden darin mit guter Kenntnis der Zeitumstände geschildert. Sonderlich für Frauen und Jungfrauen dürfte dies Buch eine ansprechende Lektüre sein. E=L

(Georg Hecht) Historischer Roman aus der Vergangenheit der Siebenbürger Sachsen. Von Traugott Teutsch. Hermannstadt, W. Krafft, 1893. 8 Mk.

Für dieses Werk meine ich ein gutes Wort einlegen zu sollen, nachdem die Neue Preußische (Kreuz-)Zeitung ziemlich ungnädig damit umgegangen ist. Nun, das läßt sich ja verstehen. Wenn jemandem, der vielleicht hinter einander weg vier oder fünf andre belletristische Schriften rezensirt hat, nun noch ein dickes Buch von epischer Breite mit 563 großen Seiten vorgelegt wird, so kann er etwas ungeduldig werden. Ich bin auch nicht in der Lage, zu bestreiten, daß die Darstellung breit ist. Aber ich bin nicht mit ungünstigem Vorurteil ans Lesen gegangen. Vielmehr wollte ich gern von Siebenbürgen lesen, was mich tiefer hineinführen konnte in des Landes Geschichte, Sitte und Weise, und das ist mir geworden; der Name des Verfassers war von vornherein ein sympathischer, auch wenn er, ein Kronstädter, mit dem heimgegangnen Bischof weder identisch noch auch nur verwandt ist. Der Rat des Kritikers, der Schriftsteller hätte es machen sollen wie Walter Scott, der die Gelehrsamkeit über seinen Gegenstand auf den ersten hundert Seiten niederlegte, um dann das weitere Buch davon frei zu erhalten, ist sicher verfehlt, denn jene ersten hundert Seiten bei Walter Scott überschlägt das junge Volk wenigstens meist. An dergleichen Breiten wie unser Buch leiden meines Erachtens ebenso wohl Scheffels Eckehard wie die Romane von Georg Ebers! Unserm „Georg Hecht" liegt in dem Verrat Rothbergs Historisches zu Grunde, wenn auch die „Geschichte der Siebenbürger Sachsen" die Ausgänge anders erzählt. Das Schwächste in der Erfindung ist meines Dafürhaltens das von Rothbergs Gattin aufgetriebne und heimlich bewahrte Testament, wenn gerade diesem Zuge nicht — was allerdings doch kaum denkbar — etwas Geschichtliches zu Grunde liegen sollte, wie ja der blaue Himmel, wenn die Maler ihn ganz naturgetreu kopiren, uns immer sehr unwahrscheinlich dünkt. Aber es ist ein Geist edler Vaterlandsliebe und geistiger Gesundheit in dem Buche, sodaß wir solchen, die Zeit haben ein gutes Buch mit Ruhe zu lesen, unsern Volksbibliotheken, auch

Schulbibliotheken für die reifere Jugend (denn es ist kein unreiner Zug darin) den Roman Teutschs mit bestem Gewissen empfehlen können. Mich hat er doch interessirt, und so mag er wohl helfen auch andern ein Interesse einzuflößen für den Bruderstamm dahinten bei den Karpaten und am Rothenthurmpaß, für das Land und Volk der „sieben Burgen." H

(Dahiel, der Konvertit) Roman von Richard Voß. 2. Auflage. Drei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1893. 12 bezw. 15 Mk.

Richard Voß schildert in der ihm eigenen anschaulichen und bewegten Schreibweise das Leben eines Unglücklichen, das rein und gut beginnt und in Nacht und Grausen endet. Der jüdische Jüngling Dahiel Sarfadi wird von fanatischen Priestern zum Christentum bekehrt und verläßt Eltern und Ghetto, um seinem verachteten Volke die Seligkeit zu erwerben; er tritt als Bruder Angelikus ins Kloster, wird aber nach seiner ersten Predigt, die er vor seinen Stammesgenossen halten mußte, und die fast unbewußt zu einer Schutzrede für das Judentum wurde, in die Einsamkeit eines Klosters der Sabinerberge verbannt, in dem er nach dreijähriger Buße in den fürchterlichen Strafgrotten des Felsengebirgs ein reuiger Sohn seiner Kirche wird, die Würde eine Abtes erlangt, aber noch einmal in Konflikte mit seinen Volksgenossen kommt und elend zu Grunde geht. Das Buch ist ungemein spannend geschrieben, mit der ganzen, oft wilden und bizarren Kunst seines Verfassers. Besonders ergreifend wirkt die auf guten Studien beruhende Schilderung des Lebens der schier unglaublich geknechteten Judenschaft im Ghetto des päpstlichen Rom gegen Ende des vorigen Jahrhunderts. Und auch der leidenschaftliche Eifer der katholischen Priesterschaft wird lebendig beschrieben. Doch stehen neben diesen zahlreichen schriftstellerischen und inhaltlichen Vorzügen die empfindlichen Mängel einer Häufung von krassen Effekten und unwahrscheinlichen Situationen. Alles geht vor sich in hochgespannter Gemütsverfassung, mildere Töne fehlen fast ganz in diesem großartigen, aber schauerlichen Gemälde. Auch kann man sich des Verdachtes nicht erwehren, daß nicht ohne jede Tendenz und nicht ohne starke Uebertreibung alles Jüdische in dem Buche so goldig, alles Christlich-katholische so rabenschwarz geschildert wird. Es gehört ein reifes Urteil dazu, wenn man beim Lesen Herr über sich selbst und das Buch bleiben will. Nervöse und leicht erregte Gemüter verfallen ausnahmslos der wild fortreißenden Gewalt, die das nicht unbedeutende, aber unruhig stürmende Werk auf sie ausübt. R B

(Französische Volksstimmungen während des Krieges 1870/71) Von Dr. E. Koschwitz, Professor an der Universität Greifswald. Heilbronn, Eugen Salzer, 1894. 132 S. 1,50 Mk., gebunden 2 Mk.

Mancher Leser wird mir dankbar sein, wenn er durch diesen Hinweis ein vortreffliches Buch kennen lernt. Ich habe lange nicht so Interessantes gelesen, das zugleich so lehrreich war. Die Kriege und alles, was damit zusammenhängt, sind auch für das sittliche und religiöse Leben der Nationen so überaus wichtig, und wir wissen, daß heute Kriege gegen den Willen der Völker kaum noch möglich sind. Deshalb können wir nur dankbar sein, wenn an dem wichtigsten Kriege der neuesten Zeit klargelegt wird, aus welchen Volksstimmungen und Anschauungen heraus er entstanden ist und fortgesetzt wurde. Wir lernen Unwissenheit und Hochmut als Vorbedingungen des Blutvergießens kennen und daraus Schlüsse für unsre eignen Pflichten gegenüber dem Chauvinismus, der ja auch bei uns sich hie und da breit macht, ziehen. Wir lernen namentlich mit Erstaunen, daß die Fähigkeit unsrer französischen Nachbarn Geträumtes und Erlognes für wahr zu halten, wenn es angenehm ist, das für möglich Gehaltene noch überschreitet. Wir verstehen, eine wie glückliche Gabe für unser deutsches Volk der Hang zur Kritik ist, der so manchem doch als ein Verbrechen angerechnet wird. Wir verstehen, daß im letzten Kriege deutsche Kenntnisse und deutscher kritischer Geist, der ja auch vor Hochmut bewahrt, den Sieg über französische Phantasterei, Unwissenheit und Prahlerei davongetragen haben; es hat in der That der deutsche Schulmeister gesiegt. Das Buch, das auch zu manchen religiösen Parallelen anregt, dürfte sich besonders als Grundlage zu Vorträgen empfehlen. Bde

(Ein irrtümlich verliehener päpstlicher Segen) Paul Sabatier, von dessen Leben des Franziskus von Assisi in Nr. 21 dieser Zeitschrift die Rede war — nebenbei sei bemerkt, daß Sp. 499 Z. 1 statt „Geheimnisvoll-Christlichen" zu lesen ist: „Geheimnisvoll-Göttlichen" — hat nicht, wie in Nr. 21 Sp. 499 Anm. mitgeteilt ist, das Pfarramt überhaupt, sondern nur sein bisheriges Pfarramt aufgegeben. Gleichzeitig erfahre ich, daß sein Buch: La vie de S. François d'Assise soeben von der „Index-Kongregration" in Rom, d. h. von derjenigen fast zur Hälfte aus Kardinälen bestehenden kurialen Behörde, die das Verzeichnis der den Gläubigen verbotnen Bücher, den Index librorum prohibitorum, zu vervollständigen hat, verurteilt worden ist; am 8. Juni ist das betreffende Dekret unterzeichnet worden. Diese an sich dem Buche gegenüber bemerkenswerte Thatsache gewinnt an Interesse dadurch, daß sie eine — Uebereilung des päpstlichen Hofes konstatirt, die ergötzlich ist. Denn für dasselbe Buch hat Sabatier — offenbar ehe man es gelesen hatte — den päpstlichen Segen erhalten. Sabatier hatte gleich beim Erscheinen des Buches es auch dem Papste zugeschickt und hat auf diese Zusendung eine Antwort des Kardinals Rampolla erhalten, die ich wörtlich mitzuteilen in der Lage bin:

Illustrissime Seigneur,

J'ai présenté au Saint-Père l'exemplaire de la Vie de Saint François d'Assise que vient de publier Votre Seigneurie, comme vous me le demandiez par votre lettre. Cet act de filial respect a été

d'autant plus agréable à Sa Sainteté, qu'Elle a une devotion particulaire pour ce Saint.

Aussi m'a-t-Elle ordonné de vous remercier en Son Auguste nom, et de vous annoncer qu'Elle vous envoie la bénédiction apostolique.

En exécutant cette agréable commission, je me félicite de vous exprimer les sentiments de véritable estime avec lesquels je me dis de Votre Seigneurie

le très affectueux
Serviteur M. Card. Rampolla

Für den protestantischen Pfarrer ist jenes Dekret der Index-Kongregation nicht ehrenrühriger als dieser Brief des Kardinal-Staatssekretärs. Für die Kurie aber muß es peinlich sein, wenn hier einmal wieder offenbar wird, daß der apostolische Segen, weit entfernt unter dem Schutz der Infallibilität zu stehen, so unüberlegt versandt wird, wie eine — Höflichkeitsphrase. Die beneidenswerteste Rolle spielt jeder tertius gaudens. L

(Auf vielseitiges Verlangen) wird der bevorstehende Quartalwechsel die Neuerung bringen, daß von nun an die Verfasser in unsern Spalten in der Regel mit ihrem Namen zeichnen. Aus dem Leserkreise heraus ist das längst gewünscht worden. Die Gründe, weshalb wir uns dagegen gesträubt haben, sind folgende. Bei kleinen Artikeln erscheint der Name zuweilen aufdringlich, bei erbaulichen störend, bei größern lenkt er das Interesse nur zu oft von der Sache ab auf die Person. Wird der eine Aufsatz um seines Verfassers willen mehr gelesen, so bleibt ein andrer, der vielleicht in hohem Maße die Aufmerksamkeit verdient, ungelesen, weil er keinen bekannten Namen trägt. Das sind nicht wegzuleugnende Uebelstände. Noch schlimmer steht es freilich dort, wo völlige Anonymität Gesetz ist. Diese können eigentlich nur ausgesprochne Parteiblätter vertreten, die da wollen, daß die Persönlichkeiten im Parteiganzen aufgehn, und die dann zumeist auch sehr souverän mit dem geistigen Eigentum ihrer Mitarbeiter umgehen. Wir hatten von Anfang an in der Christlichen Welt ein mittleres Verfahren beliebt. Buchstaben, die von Kundigen leicht zu erraten waren, deuteten den Verfasser an, und am Ende des Jahrgangs fanden sie für jedermann ihre Auflösung. So trat das Persönliche beim Erscheinen des Artikels hinter dem Sachlichen zurück, und doch zeigte jeder Mitarbeiter seine Bereitwilligkeit, mit der Person für das von ihm Geschriebne einzutreten.

Inzwischen hat sich aber die Schar der Mitarbeiter so vermehrt und ein am Ende des Jahres oder sonst beigelegtes Namensverzeichnis ist so wenig imstande, den Lesern erwünschten Dienst zu thun, daß die Redaktion nicht länger eigensinnig sein und auf ihrem alten Prinzip bestehen will. Wir werden also in der Regel den vollen Namen unter jeden Aufsatz setzen. Aber 1. soll es bei den kurzen biblischen Betrachtungen weiter wie bisher gehalten werden. Es scheint uns Sache des Takts, daß ein erbauliches Stück allein durch seinen Inhalt gedeckt werde, nicht durch einen Namen. 2. wird bei Artikelreihen in der Regel nur der Schlußartikel die volle Unterschrift bringen. 3. werden auch die Kleinigkeiten am Schluß zumeist mit den Buchstaben sich begnügen müssen.

Eine freundliche Leserin hat uns versichert, daß mit Einführung dieser Neuerung die Zahl unsrer Besteller sich sofort um 500 heben würde. Wir sehen der Erfüllung dieser Weissagung mit vielem Vergnügen entgegen. D H

Zur Beachtung

Wir bitten unsre Leser um rechtzeitige Erneuerung des Abonnements. Nr. 27 wird sowohl bei der Christlichen Welt wie bei der Chronik in größerer Auflage gedruckt, um als Probenummer zu dienen. Sie steht unentgeltlich in beliebiger Anzahl zur Verfügung; wollen die Leser freundlichst davon Gebrauch machen. Monatliche Probeabonnements werden zu jeder Zeit angenommen: gegen Einsendung von 70 Pfennigen verschickt die Verlagshandlung vier auf einander folgende Nummern je nach ihrem Erscheinen an jede angegebne Adresse mit oder ohne Nennung des Auftraggebers.

Die Verlagsbuchhandlung — Der Herausgeber

Die Herren Mitarbeiter seien noch besonders auf die obige Mitteilung „Auf vielseitiges Verlangen" aufmerksam gemacht. Auch die bisher eingegangnen Manuskripte werden mit dem Namen der Verfasser veröffentlicht werden, falls nicht der entgegengesetzte Wunsch ausgesprochen werden sollte. D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 26 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Dr. Amelungs Kuranstalt Königstein im Taunus
in herrlichster Lage, 400 Meter hoch. Mildes Wasserheilverfahren, Massage, Elektrotherapie, Freiluft- und Diätkuren. Gute Erfolge, besonders bei Nerven-, Magen-, Hals- und Lungenleiden, Blutarmut, Fettsucht, Rheumatismus, Frauenkrankheiten
Prospekte auf Wunsch

Cand. theol., der vom **September bis April** frei ist, als Hauslehrer nach Köln a. Rh. gesucht. Näheres zu erfr. unt. **O P 26** Köln postlagernd.

Deutsche Erzieherin (geprüfte Musiklehrerin, gut bewandert in Sprachen), vor kurzem von der katholischen zur evangelischen Kirche übergetreten, sucht Stellung in norddeutschem Pfarrhause zum 20. Sept. oder 1. Okt. d. Js.
Näheres d. Dr. Lessing, Pfarrer, Genua, Salita Bachernia 90.

Töchterheim Cassel, Pensionat des Ev. Diakonievereins, Selbstkostenpreis. Vgl. Nr. 23 der Christl. Welt. Näheres durch Prof. Dr. **Zimmer**, Herborn, Bez. Wiesbaden.

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph in Giessen Nr. 162
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands

Die Bibel
als
Begleiterin durchs Leben
Die wichtigsten Stellen u. Abschnitte d. hl. Schrift z. erbaulichen Gebrauch in den versch. Lagen des Lebens.
Ausgewählt und geordnet von
Dr. August Vogel
Ausg. A 1 M., einf. gb. 1,20 M.
Ausg. B auf feinem Papier 1,50 M., geb. 1,80 M., mit Goldschnitt 2 M.
C. Bertelsmann in Gütersloh

Thüringer Weber-Verein Gotha
offeriert:
Handtücher, grob und fein.
Wischtücher in diversen Dessins.
Küchentücher in diversen Dessins.
Staubtücher in diversen Dessins.
Taschentücher, leinene.
Scheuertücher.
Servietten in allen Preislagen.
Tischtücher am Stück und abgepaßt.
Rein Leinen zu Hemden u. s. w.
Rein Leinen zu Betttüchern und Bettwäsche.
Halbleinen zu Hemden und Bettwäsche.
Bettzeug, weiß und bunt.
Bettbarchent, rot und gestreift.
Drell und **Flanell**, gute Ware.
Halbwollenen Stoff zu Frauenkleidern.
Althüringische Tischdecken mit Sprüchen.
Althüringische Tischdecken mit der Wartburg.
Gestrickte Jagdwesten.
Fertige Kanten-Unterröcke von 2 bis 3 Mk. pro Stück.
Alles **mit der Hand** gewebt, wir liefern nur **gute** und **dauerhafte** Ware.
Muster und Preiscourante stehen gerne gratis zu Diensten.
Die kaufmännische Leitung besorgt Unterzeichneter unentgeltlich.
Wir bitten höflichst um gef. Aufträge, gilt es doch, den armen Webern auf dem Thüringer Walde ihre gute, preiswerte Ware abzunehmen und ihnen dadurch Beschäftigung zuzuwenden.
Kaufmann **Karl Grübel**, Vorsitzender.

Die Grenzboten
Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst
53. Jahrgang
Postzeitungs-Nr. 2750. Vierteljährlich 9 Mark.
Nr. 26: Unsre Kolonialpolitik — Betrachtungen eines Laien über unsre Rechtspflege (Schluß) — Eine moderne Reformationsgeschichte — Lorbeer. Erzählung von August Niemann (Schluß) — Maßgebliches und Unmaßgebliches — Litteratur — Schwarzes Bret

Chronik der christlichen Welt
Postzeitungs-Nr. 1403. Vierteljährlich 1 Mark
Nr. 24: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Die deutsche evangelische Kirchenkonferenz; Berliner Pastoralkonferenz (Fortsetzung); Der evangelische Verein der Provinz Sachsen; Zum neuen preußischen Kirchenverfassungsgesetz; Zur Sache des Pastors Keller in Düsseldorf — Verschiedenes: Erklärung der Vereinigung Hallischer Kandidaten der Theologie; Grindelwaldkonferenz — Personalia
Nr. 25: Synoden, Versammlungen, Konferenzen: Die Vereinigten Kreissynoden von Berlin; Die bayrischen Junifeste zu Nürnberg; Pastoralkonferenz in Straßburg — Deutsche Evangelische Landeskirchen: Erlaß des preußischen Oberkirchenrats zur zweiten theologischen Prüfung; Aus Württemberg; Kirchliche Uebersicht der oldenburgischen Landeskirche; die diesjährige Provinzialkonferenz der evangelischen Geistlichen Rheinhessens; Anzeichen eines Richtungsgegensatzes in Hessen; Zur Verlobung der Prinzessin Alix von Hessen — Römische Kirche: Aus dem Vatikan; Ein interessanter Prozeß über § 166; Erklärung des Pfarrers Kneipp in Wörishofen — Soziales: Nachträgliches vom Evangelisch-sozialen Kongreß; Preßstimmen zum Evangelisch-sozialen Kongreß; Gebildete Damen in der Krankenpflege (Evangelischer Diakonieverein) — Personalia

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine Beilage vom Wolfer Waisenheim in Wolf bei Trarbach a. d. Mosel